Erich von Däniken

Tomy und der Planet der Lüge

Der Bericht einer unmöglichen Begegnung, die sich nur einen Nano-Millimeter neben unserem Alltag abspielte



Hatte Erich von Däniken
Kontakt zu Außerirdischen?

»Was ist, wenn man
die Wahrheit nicht sagen kann,
weil sie zu phantastisch ist?
Zwanzig Jahre lang habe ich
darüber nicht reden können –
nicht reden wollen.

Weil ich dachte, wenn Du darüber
sprichst, dann lacht Dich alles aus.«

Erich von Däniken

Der Roman, der kein
Sachbuch werden durfte!


ISBN-13: 978-3-938516-31-7
ISBN-10: 3-938516-31-3

Tomy und der
Planet der Lüge

1. Auflage September 2006

Copyright © 2006 bei
Jochen Kopp Verlag, Pfeiferstraße 52, D-72108 Rottenburg

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Angewandte Grafik/Peter Hofstätter
Satz und Layout: Agentur Pegasus, Zella-Mehlis
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

ISBN-13: 978-3-938516-31-7
ISBN-10: 3-938516-31-3

Gerne senden wir Ihnen unser Verlagsverzeichnis
Kopp Verlag
Pfeiferstraße 52
D-72108 Rottenburg
Email: info@kopp-verlag.de
Tel.: (0 74 72) 98 06-0
Fax: (0 74 72) 98 06-11

Unser Buchprogramm finden Sie auch im Internet unter:
www.kopp-verlag.de

Erich von Däniken

Tomy und der Planet der Lüge

Der Bericht einer unmöglichen Begegnung, die sich nur einen Nano-Millimeter neben unserem Alltag abspielte

JOCHEN KOPP VERLAG

INHALT

DER ENTSCHLUSS

Seine Existenz war unmöglich. Ein Anachronismus. Wissenschaftlich betrachtet durfte es Tomy nicht geben. Und trotzdem war er da gewesen. Durchaus real und mit einem menschlichen Körper. Wissenschaft hin oder her. Immerhin hatte Tomy einige Wochen unter uns gelebt, und das reichte für genügend zwischenmenschliche Beziehungen. Ich war also weiß Gott nicht der einzige, der Tomy gekannt hatte. Wobei ich einschränkend vermerken muß, daß diese wenigsten wußten, was ich wußte, und diejenigen, die nicht zu den Eingeweihten gehörten, merkten nicht mal, wer dieser Tomy in Wirklichkeit war.

Manchmal, in jenen zurückgezogenen Momenten mit dem Glas Rotwein vor den Augen, beschlich mich die Angst, ich hätte die Geschichte um Tomy nur geträumt. Doch Tomy war kein Geist gewesen. Zuhause erinnerte mich sein Zimmer, jedes Möbel, ja sogar das Geschirr an ihn. Wenn aus allen Ecken Signale kommen, die hängen bleiben, kann man der Vergangenheit nicht entfliehen. Also suchte ich eine Ausrede und empfand fast schmerzhaft, daß Tomy mich meiner Lügerei wegen gerügt hätte. So sagte ich Mario, dem Barkeeper des Hotels *Souvretta-House*, ich hätte halt plötzlich das Gefühl verspürt, eine Luftveränderung täte mir gut, und die Luft von St. Moritz sei genau das Richtige.

»Das haben Sie klug gemacht«, meinte Mario und berichtete mir von einigen Fällen, die ihm in den 30 Jahren,

seit er im Hotel *Souvretta-House* arbeitet, untergekommen wären. Bei Marios Schilderungen empfand ich tatsächlich so etwas wie Atembeschwerden.

Da die meisten Gäste um diese abendliche Zeit immer noch im Speisesaal plauderten, lud ich Mario zu einer Flasche Champagner ein. Er lehnte ab. Für ihn hatte der Dienst erst begonnen.

Gegenüber vom Hocker in den Spiegeln, die zwischen der Batterie von Flaschen durchschimmerten, blinzelte mir drei Stunden später der Untersuchungsrichter von Solothurn entgegen. Ich befahl: »Mario, schick den Mann da weg!« Mario sah nichts, und auch sein Assistent versicherte, es sei niemand zu sehen.

Jetzt, es ist kurz vor 11 Uhr morgens, und unten auf dem Eisplatz drehen junge Eisprinzessinnen ihre Runden, ist es mir sehr peinlich, daß ich mein Glas gestern Nacht gegen die Spiegelwand geworfen habe. Bei Mario habe ich mich gleich entschuldigt und ihn auch großzügig für den Ärger entschädigt. Immerhin war nach dem klirrenden Wurf das grinsende Gesicht verschwunden. Später werde ich mich auch beim Hoteldirektor entschuldigen und ihm sagen, daß ich mir meine Unbeherrschtheit nicht erklären könne, es müsse wohl an meiner Überarbeitung liegen. In diesem Moment, in dem ich mir eine Ausrede für mein schlechtes Benehmen ausdenke, spüre ich hinter mir den Atem, den ich wochenlang oft gespürt habe, wenn Tomy mir bei der Arbeit am Schreibtisch über die Schultern schaute. Ich höre ihn spötteln: »Erich – die Lüge ist überflüssig.«

Toll! Aber was ist, wenn man die Wahrheit nicht sagen kann, weil sie zu phantastisch ist?

Der Hoteldirektor hat mir meinen Exzeß nicht übelgenommen, allerdings in vornehmster Manier durchklin-

gen lassen, daß sich das wohl nicht wiederholen dürfe. Ich habe es ihm in die Hand versprochen und hatte nicht das Gefühl, dabei zu lügen.

Inzwischen glitzerten vereinzelte Sonnenstrahlen durch das Gewölk. Ich sitze vor einem starken schwarzen Tee und versuche, meine Situation und mich selbst in den Griff zu bekommen.

Genau zwei Tage ist es her, seit mir der Untersuchungsrichter von Solothurn eröffnete, daß er mich zu weiteren Aussagen vorerst nicht mehr brauche. Vorerst. Bei denen wußte man nie, was nachher kommen würde. Tagelang hatten sie mich befragt, die Gutachter, Gerichtsmediziner, Detektive und natürlich der hartnäckige Untersuchungsrichter. Kellerhans hieß der Typ. Der Hans im Keller. Alle wollten Einzelheiten des Vorganges erfahren, und nachträglich muß ich noch dankbar sein, daß ich nicht in Haft landete. Ich habe die Wahrheit gesagt. Bei jeder Einvernahme. Niemand hat ein Wort geglaubt. Nicht einmal, nachdem Marc, der von Anfang an dabeigewesen war, in getrennten Verhören meine Aussagen exakt bestätigte. Und meine Frau Elisabeth jeden meiner Sätze unterstützte. Daß mich die Besserwisserei der anderen Seite sehr aufbrachte, muß man verstehen. Sogar die Herren, die mich ausquetschten, zeigten Verständnis für meinen Zorn. Meinerseits hatte ich auch Verständnis für die Frager, denn es war ja wirklich unmöglich, was ich erlebt hatte. Ein Mensch materialisiert aus dem Nichts und verschwindet im Nichts, nachdem er einige Wochen neben mir gelebt hatte und ihn jedermann sehen, befragen, betasten konnte. Wer soll einem das abnehmen? Auch wenn es die pure Wahrheit ist.

Mit den Fachleuten, die mich täglich auseinandernahmen, hatte ich groteske Situationen durchlebt. Jeder glaub-

te jedem und keiner keinem nichts. Was halfen schon Kleidungsstücke, Schuhe, Armbanduhr, Unterwäsche, was die Fingerabdrücke, wenn der Besitzer all dieser Dinge nicht mal seine Leiche zurückläßt? Eine Leiche übrigens, wenn sie vorhanden wäre, die nie auf der Erde geboren worden und trotzdem ein Mensch war. Eine Leiche, die keine Geburtsurkunde besaß, keinen Taufschein, keinen Schulabschluß und keinerlei irdische Vergangenheit nachweisen konnte. Sieht man von den Wochen ab, die er unter uns weilte. Immerhin hatte man von Tomy einen Brief beschlagnahmt, niedergekritzelt mit blauem Kugelschreiber in seiner Handschrift, die der meinen vertrackt ähnlich war, was die Angelegenheit noch komplizierter machte. Auf diesem Brief, an unser Hausmädchen Edith gerichtet, hatte die Polizei Fingerabdrücke von Tomy gefunden. Das Unmögliche dabei war, daß Tomy genau die gleichen Fingerabdrücke besaß wie ich selbst. Etwas, das es nirgendwo auf der Welt gab. Jeder Mensch hatte seine eigenen Fingerabdrücke. Nur Tomy und ich nicht! Der Untersuchungsrichter hatte mir die Abdrücke unter die Nase gehalten. Die von Tomy und die von mir. Sie waren identisch.

»Also sind S-i-e diese Leiche!« hatte er mich angeschrieen, und ich brüllte genauso laut zurück:

»Sie sehen doch, daß ich lebendig vor Ihnen stehe! Himmel nochmal! Ich habe Ihnen jetzt mehrmals erklärt, wie Tomy entstand. Und seine Fingerabdrücke sind der Beweis: Er war eine Kopie von mir! Haben Sie noch nie etwas von einem Klon gehört?«

Der Untersuchungsrichter hatte mich ausgelacht und gehässig gemeint, mit derartigen Mätzchen müßte ich nicht kommen. Das Klonen von Menschen sei unmöglich, schon gar nicht in der kurzen Zeit. Dann hielt er mir

Tomys Reisepaß unter die Nase. Es war ein Ersatz-Reisepaß, ausgestellt von der Schweizer Botschaft in Teheran. »Und das da«, lauerte er, »ist wohl auch nur ein Geist! Schweizer Reisepaß, ausgestellt auf einen Anton von Däniken, geboren am 24. April 1957, 169 Zentimeter groß, braune Augen, braunes Haar und als besonderes Kennzeichen ein Muttermal auf dem linken Handrücken. Obschon am 24. April 1957 in Zofingen kein Anton von Däniken geboren worden ist. Wollen Sie uns verarschen?« Sie würden herauskriegen, was da faul sei. Zudem, hatte er bauernschlau gemeint und mit dem rechten Finger gedroht, wenn Tomy und ich identisch gewesen seien und jetzt einer fehlte, könnte ich doch genausogut die Kopie sein, und der echte Erich von Däniken sei ermordet worden. »Beweisen Sie mir«, sagte er und schlug auf den Tisch, »daß Sie das Original sind!«

»Sie wissen doch von meiner Frau, Marc und allen anderen Zeugen, daß Tomy 30 Jahre jünger war als ich«, schimpfte ich zurück. »Ich bin jetzt 52 – oder sehe ich wie ein 22-Jähriger aus ?«

Alle Unwahrscheinlichkeiten zusammengenommen hatten mich zu dem Spontanentschluß gebracht, Solothurn zu verlassen und hierher zu fahren. Ich kannte das Hotel *Souvretta-House* in St. Moritz aus früheren Besuchen. Vorher hatte ich mit dem Untersuchungsrichter telefoniert und ihn über meinen neuen Aufenthaltsort ins Bild gesetzt. Bei Staatsanwälten, und Schweizer Untersuchungsrichter sind so ziemlich dasselbe, wußte man nie, wann sie ihren Entschluß rückgängig machten und mich zur Verhaftung ausschrieben. Zudem war es eine Bedingung gewesen, täglich einmal Solothurn anzurufen. Ohne diesen Anruf hätten die Behörden meine Fahrt nach St. Moritz wohl als Flucht ausgelegt. Jetzt, beim dritten

schwarzen Tee der Sorte Darjeling, reifte mein Plan heran, alles über die letzten Wochen aufzuschreiben. Nein, nicht für andere, sondern eher, um mir selbst Rechenschaft abzulegen.

Freilich hatte ich vorübergehend auch mich selbst unter die Lupe genommen und geprüft, ob ich vielleicht an Halluzinationen litt. Ob ich mir Marc, meine Frau und all die anderen, die Tomy gekannt hatten, nur vorgaukelte. Wann immer ich Gewißheit haben wollte, rief ich Marc oder einen anderen Beteiligten an und bat sie, mir bestimmte Situationen in Stichworten zu schildern. In meiner Erinnerung fehlte nichts. Alle anderen hatten Tomy genauso erlebt wie ich.

Bis tief in die Nacht habe ich mir Stichworte aufgeschrieben. Kurz nach zwei Uhr weckte ich über Telefon Marc aus dem Schlaf und fragte ihn, was Tomy zuallererst gesagt habe. Die Worte, die mir im Gedächtnis geblieben waren, hatte ich vorher notiert. Marc bat um einen Augenblick Geduld, weil er sich zuerst wach machen müsse. Dann sagte er langsam Tomys erste Worte. Sie hatten offensichtlich auch bei ihm einen solchen Eindruck hinterlassen, daß sie wortwörtlich mit meiner Niederschrift übereinstimmten. »Du wirst Dich doch nicht erschießen«, waren Tomys erste Worte gewesen. Ich bedankte mich bei Marc mit der Vorwarnung, daß er sich auf weitere Anrufe gefaßt machen müsse. Aber in der vergangenen Nacht ließ ich ihm seine Ruhe.

Ich habe einen herrlichen Blick auf den Corvatsch, den Hausberg von St. Moritz. Der Himmel ist inzwischen so blau, wie er nur im Engadin sein kann. Meine Gedanken ergötzen sich an den Felskanten und Gletschern, sie verlieren sich irgendwohin, wo man Gedanken nicht folgen

kann. Lägen da nicht die Zettel mit meinen Notizen von letzter Nacht. Im Moment kommt mir mein Vorhaben wieder nutzlos vor. Wer soll das alles als Wirklichkeit nehmen können? Mit Marc bin ich übrigens weder verwandt noch verschwägert, er war damals mein Sekretär und ist heute mein Freund, und auf der gefahrvollen Reise durch das Hochland von Pakistan war Marc ein zuverlässiger Partner. Er ist viel jünger als ich. Natürlich fühle ich mich verantwortlich, denn ich hatte ihn zur Reise ermuntert. Wenn für niemanden sonst, sollte ich den Ablauf der Geschehnisse für ihn aufschreiben, damit auch er seine Alpträume loswurde. Seit dem Tag der Begegnung mit Tomy schläft Marc unruhig. Seine Mutter erzählte mir, Marc habe kürzlich in der Nacht geschrieen. Sie habe zwar nichts verstanden, aber ihr Sohn sei schweißgebadet aufgewacht.

Bei derartigen Gesprächen frage ich mich immer wieder, ob wir denn überhaupt eine Chance hatten, uns Tomy zu entziehen. Er war doch ein Mensch aus Fleisch und Blut, wenn auch unter höchst mysteriösen Umständen entstanden. Und noch unter komischeren Begleiterscheinungen entschwunden. Niemals hätten wir ihn damals wehrlos und allein in der Kühle der Morgendämmerung einfach liegenlassen können. Umso weniger, als wir wußten, daß bald eine fürchterliche Hitze aufglühen würde und ein einsamer Mensch in der Wüste qualvoll verdurstet wäre. Und weil wir ihn nicht zurückließen, haben wir durchgestanden, was uns heute wie Mörder erscheinen läßt. Marc und ich wissen, daß wir keine Mörder sind, und meine Frau weiß es auch, aber wir vermuten alle, daß uns keiner der vernehmenden Beamten unsere Unschuld richtig abnimmt. Uns wäre wohl der perfekte Mord gelungen, wenn es so wäre.

Was ich jetzt aus dem Gedächtnis, den Notizen der vergangenen Nacht und einigen Telefonaten mit Marc niederschreibe, ist im wesentlichen auch dem Untersuchungsrichter Herr Kellerhans bekannt. Marc und ich mußten alles unzählige Male zu Protokoll geben. Der Unterschied zwischen den Beamten und uns liegt nur darin, daß man uns kein Wort glaubt, während wir mit Bestimmtheit wissen: So war es.

DAS MORGENGRAUEN, IN DEM TOMY WURDE

Quetta, Pakistan. Eine 200 000-Einwohner-Stadt im Kreuzungspunkt der Straßen nach Kandahar in Afghanistan, Zaidan im Iran und Multan und Sukur in Pakistan, woher wir kamen. Die alte Mogulstadt ist heute industrialisiert und vergleichsweise sauber, sie hat sogar ein brauchbares Hotel, das sinnigerweise *Lourdes* heißt, nach jener Stadt in Frankreich, in der die Muttergottes einem Mädchen erschienen war. Trotz des heiligen Namens des Hotels, der eigentlich überhaupt nicht in eine muslimische Stadt paßte, hatte ich keinen Fingerzeig Gottes erhalten, sonst wäre ich vermutlich in Quetta geblieben. Der blaue Verputz am zweistöckigen Hotelbau blätterte an mehreren Stellen ab und entblößte eine alte Lehmwand, die mit Stroh und vereinzelten, unregelmäßig eingefügten Steinen ausgefüllt war. Das Zimmer, das Marc und ich teilten, roch muffig nach Terpentin und Insektiziden. An der Decke drehte müde ein alter Propeller, als ob er von den vielen Insektenvertilgungsmitteln an Vergiftungserscheinungen leide.

Wir waren gestern nachmittag, nach einer Irrfahrt von mehreren Tagen, von Multan herkommend hier eingetroffen. Irrfahrt deshalb, weil der Indus wieder einmal über die Ufer getreten war und alle üblichen Verbindungswege nach Quetta entweder gesperrt oder weggespült worden waren. Unser nächstes Ziel war die irani-

sche Grenzstadt Zaidan, 721 Kilometer von Quetta entfernt, quer durch die Wüste von Belutschistan.

Belutschistan mit seinen Provinzen Quetta und Kalat hat auf 326 Quadratkilometern rund zwei Millionen Einwohner. Darunter eine beträchtliche Zahl von Nomaden, die mit ihren Herden über die Grenzen zum Iran und nach Afghanistan wechseln. Es gibt hier starke politische Gruppen, die sich von Pakistan loslösen möchten. Diesen Ambitionen verleihen Räuberbanden Nachdruck, indem sie aus ihren Felsverstecken in den unübersichtlichen Gebirgen hervorbrechen, Militärkolonnen überfallen und Reisende ausplündern. Wir waren gewarnt worden, unsere Wüstenstrecke durch Belutschistan nicht ohne militärischen Schutz anzutreten. Gestern abend noch hatte man mich an den zuständigen Brigadier der Provinz Quetta verwiesen, und nach telefonischer Rücksprache hatte er mich noch vor dem Abendessen im Büro seines Hauptquartiers empfangen.

»Wie viele Leute sind bei Ihnen? In welchen Fahrzeugen? Von welcher Farbe? Haben Sie Waffen? Funk im Wagen ?«

Dies und noch mehr wollte er wissen. Heute früh kam sein Rückruf ins Hotel *Lourdes:*

»Sie können ohne Eskorte fahren! Wir haben die Route unter Kontrolle. Alle Posten sind über Ihren beigen Range-Rover informiert. Bleiben Sie im Auto, wenn Sie von nicht-uniformierten Posten angehalten werden. Im allerschlimmsten Falle geben Sie Gas, rasen Sie sofort hinter den nächsten Felsen und dann im zick-zack nichts wie weg. Hinterlassen Sie eine gewaltige Staubwolke, die den anderen die Sicht verschlägt. Mit Ihrem Wagen sind Sie viel schneller als die alten Klapperkisten hier. Viel Glück!«

Marc und ich hatten gestern bis nachts um zehn den Wagen vollgepackt. Kartons mit Zwei-Liter-Flaschen Mineralwasser, voller Benzintank und zusätzlich 100 Liter in vier Kanistern, eine Plastikflasche mit destilliertem Wasser für die Batterien, falls diese austrocknen sollten. Dazu den Werkzeugkoffer, Reserveräder, Karte, Kompaß, und die Pistole und ein Tränengasspray unsichtbar, aber griffbereit. Natürlich die Kamerakisten und ... und ... und. Nach getaner Arbeit gestattete uns der Hotelbesitzer, in seiner eigenen Küche Spaghetti mit Tomatensauce zuzubereiten. Wir kredenzten einen leichten Rotwein, der uns das Aufwachen nicht allzu schwer machen sollte.

Um 6.30 Uhr waren wir startbereit. Der Portier des *Lourdes,* ein nobler alter Engländer mit langer Erfahrung im Lande, hatte die Hintertüre des Wagens zugeschlagen, stand nun da, winkte und rief: »Good Luck!«

Ich startete den Anlasser und spöttelte: »Na, Marc, dann wollen wir mal! Christopherus möge uns beistehen!«

»Den kenne ich nicht. Was kann der?«, fragte Marc.

»Junge, Junge! Du mußt im Religionsunterricht öfter mal gefehlt haben. Christopherus ist einer der 14 Nothelfer unter den Heiligen. Er ist der Schutzpatron der Schiffer, Fuhrleute ... und, wie ich hoffe, auch der Wüstenfahrer.«

Marc schlug unbeholfen ein Kreuz, er war nicht katholisch. »Christopherus möge mir verzeihen!« Der Heilige muß Marcs Unkenntnis doch übel genommen haben. Das sollte sich bald zeigen.

Bereits nach einer halben Stunde Fahrt steckten wir im Gebirge. Kein Gebirge allerdings, wie ich es von der Schweiz kannte. Hier gab es weder Pflanzen noch Schnee noch grüne Halme oder Bergbäche, aber eine Eisenbahn,

die von Sukur nach Zaidan in Iran führte. Wir sahen drei Bahnhöfe, aber nie einen Zug.

Alle halbe Stunde wurden wir von Militärposten gestoppt. Offiziere prüften unsere Pässe und entließen uns nach einem kurzen Palaver mit einem spöttischen »Good Luck!« Auf einer Strecke von rund 60 Kilometern sahen wir am Boden Telefonkabel mitlaufen: Es war ein beruhigendes Gefühl zu wissen, daß man irgendwo noch mit der Zivilisation verbunden war. Wir kamen zügig voran und hatten um die Mittagszeit knapp ein Drittel unserer Zielstrecke erreicht, als wir plötzlich vor einer Sperre aus Steinblöcken abbremsen mußten. Dahinter ein Mann in Uniform und vier Zivilisten, ihre Maschinenpistolen lässig auf den Boden gerichtet.

Der Uniformierte verlangte, daß ich aussteige. Genau davon hatte mir der Brigadier abgeraten. Weshalb waren nicht alle Männer uniformiert? Gehörten sie nicht mehr zur pakistanischen Armee? Der Uniformierte deutete auf die Leichtmetallkoffer auf dem Rücksitz. Ich wußte, daß es Ignoranten gab, die gerne technische Geräte öffneten oder belichtete Filme herausnahmen, um dann zu behaupten, auf den schwarzen Filmstreifen sei nichts drauf. In meinen Leichtmetallkoffern waren Metalldetektoren, eine hochempfindliche Technik, die durch unsachgemäße Behandlung leicht kaputt zu kriegen war.

Gerade noch im rechten Moment durchzuckte mich eine Idee. Ich lächelte mein feinstes Lächeln und griff mit der rechten Hand bedächtig auf die Konsole in der Fahrzeugmitte. Dort lag meine Polaroid-Kamera. Langsam zielte ich auf Marc und drückte den Auslöser, dann richtete ich das Objektiv auf den Uniformierten und lächelte noch süßer. Gleich nach dem Abdrücken schob sich das Polaroidbild aus dem Kameraschlitz. Immer noch

freundlich lächelnd riß ich den Schutzstreifen vom Bild und wedelte damit vor meinem Haarschopf herum. Als der Uniformierte nach einer Minute sein bärtiges Gesicht in voller Farbe auftauchen sah, hielt er mich vermutlich für einen Zauberer. Die turbanbewehrten Zivilisten legten ihre Maschinenpistolen auf den Boden und glotzten ihrem Chef über die Schultern. Dann wollte jeder auch so ein Bild haben, zuletzt noch ein Gruppenbild mit mir. Widerwillig kletterte ich aus dem Wagen. Marc schoß das Familienfoto aus dem Autofenster und reichte mir die Kamera hinaus. Ich bat Marc um einen neuen Film, es war der letzte Polaroid-Film, den wir besaßen. Lachend bat ich die Fünfergruppe, sich auf die Steine zu setzen und schoß zwei weitere Bilder. Nach dieser Zaubervorstellung begann ich, einen Stein von der Straße zu schieben, und ermunterte durch meine Gestik die Männer, mir zu helfen. Als ich die Kamera dem uniformierten Anführer schenkte und ihm auch noch zeigte, wo er abdrücken mußte, begannen die andern, die Steine von der Straße zu rollen. Ich hockte mich hinters Steuer, wir winkten und lachten – und ich gab Gas. Es war die letzte Kontrolle, und ich weiß heute noch nicht, ob sie echt oder falsch war. Und auch nicht, wie lange es dauerte, bis die Wegelagerer begriffen, daß nach der letzten Filmpatrone kein Wunder mehr aus dem Kameraschlitz rutschte.

Das Gebirge lag hinter uns, vor uns eine endlose Wüste, rechts anfänglich noch flankiert von den Ausläufern der Berge, die zusehends verblaßten. Die Straße wurde zur Piste, der Untergrund zu einer Art Wellblechband mit gerade 15 bis 20 Zentimetern Abstand zwischen den Furchen. Erst versuchte ich, langsam darüber zu fahren, aber dann ratterte, zitterte, vibrierte der Range-Rover uner-

träglich. Schließlich erwies sich eine Geschwindigkeit von etwa 60 bis 70 Stundenkilometern als ideal. Die Gefahr bei der Geschwindigkeit bestand nur darin, daß überraschend irgendwelche Sandverwehungen die Holperstrecke überdeckten. Geriet man mit den Vorderrädern schräg in den Sand, stelle sich das Auto quer – wie auf Glatteis, das vergleichsweise den Vorzug hat, erkennbar zu sein und am Straßenrand zu enden. Hier aber lauerten Treibsandlöcher, in denen man sang- und klanglos verschwinden konnte.

Ich kam mir am Steuer wie ein starker Mann am Preßlufthammer vor. Schlag auf Schlag übertrug sich auf meine Arme und Ellbogen. Wie lange hält der Wagen das aus? Die beige-graue Farbe des Range-Rovers verschwand zusehends unter einem weißlichen Sandstaub. Wie lange macht der Luftfilter das mit? Wann stellen die Zündkerzen und der Verteiler ihre Funktion ein? Bitte, heiliger Christopherus, nur keine Panne in dieser grausigen Hitze. Die Außentemperatur lag bei 50 Grad Celsius, ich konnte meine Ellbogen nicht aus dem offenen Fenster halten, denn das Blech hatte sich zum Sonnenofen aufgeheizt.

Nachmittags um vier mitten in der Wüste einige Häuser. Ich fuhr darauf zu bis zu einer Tafel: Custom – Zoll. Was soll das? Eine Zollstation in der Wüste? Ein einsamer, alter Soldat in einem dunkelbraunen T-Shirt erklärte, dies sei die letzte pakistanische Siedlung, 200 Kilometer vor der iranischen Grenze. Er verlangte 20 Dollar in kleinen Noten, und ich fragte, was die Menschen hier arbeiten. »Nichts«, antwortete er. »Wir sind nur für die Kontrolle da.« Nok Kundi hieß das Wüstenkaff.

Die Strecke hinter uns war die Vorhölle gewesen, jetzt fuhren wir direkt in die Hölle. Die Wüstenpiste hielt sich

nicht mal mehr an die Wellenregel. Die Abstände wurden unregelmäßig, die Wellentäler breiter und die plötzlichen Sandverwehungen häufiger. Zwar gab es weit und breit keinen Wassertropfen, aber einmal im Jahr muß es hier wohl wie aus Kübeln gießen, denn immer wieder war die Piste abrupt abgerissen, weggespült. Es ging nur noch im Zuckeltempo mit 20 Stundenkilometern weiter. Durch den Rückspiegel sah ich in der Abenddämmerung eine endlos lange Staubfahne, die sich wie ein weiß-grauer Schleier hinter uns ausbreitete.

Sieben Uhr abends. Immer noch diese aggressive Hitze. Position: 126 Kilometer vor der iranischen Grenze in der Wüste von Belutschistan. Den ganzen Tag hatten wir kein anderes Fahrzeug zu Gesicht bekommen.

Marcs Gesicht war aufgeschwollen, seine Augen rot unterlaufen. Der Schweiß quoll ihm aus allen Poren, doch trotz der Hitze fröstelte er. Ganz offensichtlich hatte er Fieber. Er keuchte und hustete wie ein Lungenpatient im Delirium. Ich erinnerte mich an so etwas wie Stauballergie, begoß einen Lappen mit Mineralwasser und band ihm den Lumpen um Mund und Nase. Mit dieser bandagierten, hustenden Mumie neben mir gings weiter, mühsam, Kilometer um Kilometer. Eine riesige, prallgoldene Sonnenscheibe versank hinter einer Sanddüne. Die Hitze ließ nach. Position: 98 Kilometer vor der iranischen Grenze. Wir machten halt und erfrischten uns, soweit das ging. Marcs Zustand war besorgniserregend. Wir beschlossen, hier zu übernachten, um Marcs Körperzellen Gelegenheit zur Regeneration zu geben. Zudem war eine Weiterfahrt ohnehin sinnlos. Sandverwehungen erkennt man im Scheinwerferlicht nicht.

Es war die unheimliche Nacht, in welcher Tomy entstand.

Marc und ich werden das Geschehen nie mehr aus unserem Gedächtnis tilgen können. Es fing damit an, daß Marc mit den Zähnen klapperte und 39 Grad Fieber hatte. Mit Mineralwasser schluckte er fiebersenkende Tabletten und Antihistamine aus der Bordapotheke. Damit er auf den Vordersitzen Platz hatte, um sich mit dem ganzen Körper hinzulegen, richtete ich mich auf dem Autodach ein. Die Hintersitze waren ohnehin mit Gepäck vollgestopft. Vereinzelt wehte eine kühle Brise über die Wüstennacht, trieb mehlstaubartigen Sand in Augen, Nase, Ohren und Mund, drang durch die Wolldecke hindurch. Über mir ein Sternenhimmel, wie es ihn nur über der Wüste gibt. Klarer und brillanter als in jedem Planetarium schienen die fremden, himmlischen Welten zum Greifen nahe. Trotz der lähmenden Müdigkeit blieb ich wach. Unter mir hustete Marc. Jede seiner Bewegungen übertrug sich über die Autoreifen auf die Karosserie des Wagens. Nach Mitternacht schlief ich ein, wachte aber schon eine Stunde später wieder auf: Es war kalt geworden.

Ich starrte zu den funkelnden Brillanten am Nachthimmel und begann zu träumen. Irgendwo in den Weiten des Alls kurvten fremde Raumschiffe von Planet zu Planet, brachten Post und Güter von bizarren Welten in abgelegene Zonen der Milchstraße, gab es Kriege zwischen Planeten und Sonnensystemen. Vielleicht jagten jetzt überlichtschnelle Informationen zwischen dem Sternbild der Plejaden und Planeten des Polarsterns hin und her, und wir Menschen, wir mikroskopischen Winzlinge da unten, erfuhren von nichts. Nie habe ich das Sternbild der Leier so deutlich gesehen wie in dieser Nacht. Vom Hauptstern, der Wega, wußte ich, daß er 50 Mal leuchtkräftiger ist als unsere Sonne, doch erst in dieser Nacht

erkannte ich mit bloßem Auge eine deutliche Blaufärbung des Sterns. Wie viele Planeten mochten um Wega kreisen? Mir war bekannt, daß das Sternbild der Leier einen zweifachen Doppelstern besaß, etwas sehr Seltsames in unserer Galaxie. Astronomen sind der Meinung, bei Doppelsternen seien die Chancen für Leben sehr gering, wenn nicht gleich null, denn die doppelten Sonnen, die ununterbrochen ihre Strahlung auf die Planeten brennen ließen, machten die Entstehung von Leben unmöglich. Woher wollten wir dies mit Sicherheit wissen? Vielleicht haben Lebensformen sich unter völlig anderen Bedingungen entwickelt, als wir denken? Vielleicht ... vielleicht ... vielleicht gab es in Sonnensystemen mit Doppelgestirnen gasartige, intelligente Lebewesen ..., vielleicht benötigten die gar keine Raumschiffe, um die phantastischen Distanzen von Stern zu Stern zu überbrücken? War vielleicht so vieles ganz anders, als wir Menschen annahmen? Ich würde mein Leben dafür geben, hinauszufliegen ins Universum, vorbei an glühenden Sonnen, violetten Planeten und meinetwegen Wesensformen, die wie Spinnen aussahen. Obschon ich die Tierchen nicht besonders mag.

In dieser Nacht kam ich mir wie eine gefangene Mikrobe vor, die zwar auf ihrem Brotkrümelchen herumhüpfen konnte und doch nie die nächste Bäckerei erreichte. Ich kannte viele UFO-Geschichten und hatte selbst noch nie ein UFO gesehen. Jetzt wünschte ich mir ein UFO. Ich starrte zur Wega mit ihrer bläulichen Strahlung und begann regelrecht, mich nach einem Besuch von einem Wesen irgendeiner Welt dort draußen zu sehnen. »Komm zu mir, ich möchte mich mit Dir unterhalten«, dachte ich. »Zeigt Euch bitte, wenn es Euch gibt!« Plötzlich fiel mir das Wolgalied ein, und leise summte ich vor mich hin:

Es steht ein Soldat am Wolgastrand,
er wacht dort für sein Vaterland ...

Und dann der Refrain:

Hast Du dort oben vergessen auch mich?
Es sehnt ja mein Herz nach Liebe sich.
Du hast im Himmel die Englein bei Dir,
schick doch eines davon auch zu mir.

Es war lächerlich, was mir alles einfiel. »Hall0000, Ihr Fremden«, kicherte ich in mich hinein, »zeigt Euch, wenn's Euch gibt ...«

Irgendwann mußte ich eingeschlafen sein und erwachte abrupt durch einen Blitz.

Wie unter einem Peitschenschlag zuckte ich zusammen. Es blitzte weit und breit nirgends. Dann hatte ich das Gefühl, unter meiner Schädeldecke breite sich Hitze aus und die Feuchtigkeit zwischen den grauen Windungen beginne zu brodeln. Ich preßte die Hände an die Schläfen und schüttelte verzweifelt den Kopf. Das schien zu helfen, der Druck ließ nach. Entsetzt erinnerte ich mich, mal etwas über einen Gehirnschlag gelesen zu haben. Hatte ich eben einen Gehirnschlag erlitten, war möglicherweise gelähmt und konnte nicht mehr sprechen? Ich öffnete die Augen und sah ein rötlich-schwarzes Band am Horizont. Die Morgendämmerung. In der nächsten Sekunde hörte ich einen Schuß unter mir. Es klang wie ein trockenes »plopp«, und gleichzeitig begann Marc zu schreien. Der Rang-Rover vibrierte stark, ich sprang vom Dach und riß die Vordertüre auf. Hatte Marc unter seiner Decke geschossen? War er im Delirium und wußte nicht mehr, was er tat? Hätte ich doch nur die Pistole zu mir aufs Dach genommen!

»Marc, Was tust Du? Wach auf! Gib mir die Pistole!«, schrie ich und registrierte gleichzeitig, daß ich noch reden und laufen konnte.

Durch das Öffnen der Türe hatte sich automatisch die Deckenbeleuchtung eingeschaltet. Marc starrte mich mit großen Augen an und sagte mit zitternder Stimme:

»Ich habe nicht geschossen, Erich. Es knallt hier irgendwo im Wagen.«

Ich ging nach hinten, fuchtelte nervös am Schloß der Klapptüre, drückte sie nach oben und registrierte blitzartig, daß die Hinterscheibe unseres Autos zersplittert war. Ich kam nicht dazu, einen Gedanken zu fassen, da knallte es wieder, und ein Schwall aus Wasser, fast wie aus einer Dusche, spritzte mir voll ins Gesicht. Verdammt! Ich schüttelte den Kopf und wollte mich mit dem rechten Ärmel abtrocknen, doch auf meinem Gesicht war kein Wasser, kein Spritzer, einfach nichts.

»Erich!« – Marc hatte eindeutig Mühe zu sprechen – »Schau dort!«

Er deutete auf etwas am Boden, zirka drei Meter von der linken Autotüre.

Da knallte es wieder. Ich sah, wie im Wageninnern eine Zwei-Liter-Wasserflasche explodierte. Das Wasser übergoß sich nicht, wurde zu keiner Wasserlache, sondern formte sich vor meinen Augen zu einem Wassertrichter, der genau auf die Stelle im Wüstensand zuwirbelte, auf die Marc angstvoll starrte. Gerade so, als sei dort im Boden ein starker Staubsauger verborgen, der das Wasser anzog.

»Marc! Raus aus dem Wagen!«, schrie ich und wußte nicht mal wieso.

Marc klammerte sich ans Lenkrad, dann hielt er beide Beine nach draußen und schwang sich in Richtung Küh-

lerhaube nach vorne. Ich registrierte noch seine nackten Füße und dachte: »Hoffentlich tritt er auf keinen Skorpion!«, da knallte es wieder. Gleich zweimal hintereinander.

Ich rannte fünf Meter vom Range-Rover weg, Marc kam zu mir, und wir beide glotzten völlig durcheinander auf eine Stelle im Wüstensand, auf der sich das Unbegreifliche abspielte. Das Wasser aus den Flaschen im Auto wirbelte über den Wüstenboden. Dort schwebte ein kleiner Wassertrichter über dem Sand, dann knallte es wieder, gleich dreimal. Erneut formte sich das Wasser aus den explodierten Flaschen zu einem Trichter und vereinigte sich mit dem schwebenden Trichter über dem Wüstenboden. Ein feiner Nebel aus Wasserdampf entstand, im Sand bewegte sich etwas. Zuerst dachte ich an einen größeren Skorpion, der sich aus dem Sand wühlte, dann an einen Wurm, dann sah es aus wie eine kleine, ständig zuckende Schlange, die sehr rasch wuchs. Die Schlange schien sich zu zerteilen, einzuschnüren und aus einem Viertel davon formte sich ein durchsichtiger Kopf mit zwei großen Augen.

Wieder knallte es, inzwischen mußten an die zehn Zwei-Liter-Flaschen explodiert sein, und aus dem Kopf im Wüstensand vor uns formte sich ein gekrümmter Körper.

»Ein Embryo«, sagte Marc ehrfürchtig, und ich wußte, daß er recht hatte, obschon sich mein Verstand weigerte zuzugeben, was die Augen sahen. Im Auto knallte und knallte es, bis alle unsere Wasserflaschen – mit insgesamt 54 Litern Wasser – zerborsten waren und aus dem Embryo im Wüstensand so etwas wie ein Kleinkind geworden war. Dann dampfte es aus dem Kühler, ein Stück des Autolacks verflüssigte sich, und einen Moment roch ich so etwas wie Magnesium. Ich kannte diesen Geruch aus

meinen Schulzeiten, weil wir beim Turnen am Reck immer die Hände mit Magnesiumpulver eingerieben hatten. Plötzlich lag neben dem Wasserdampf auch noch Benzinduft in der Luft. Als nächstes hörten wir ein saugendes Geräusch, das in einen röhrenden, dann blubbernden Ton überging. Durch die zerfetzte Hinterscheibe zischte, wie durch Geisterhände getragen, einer unserer Schraubenschlüssel. Nicht langsam schwebend, sondern mit einer Geschwindigkeit, die mir bei einer unfreundlichen Begegnung den Schädel zertrümmert hätte. Die Wassertrichter über dem Wüstenboden waren verschwunden, und an derselben Stelle begann der Schraubenschlüssel – wie soll ich es beschreiben – an bestimmten Stellen zu schmelzen.

Marc und mich packte das Grauen. Hier ging es definitiv nicht mehr mit irdischen Dingen zu. Wir waren Zeugen von etwas Unheimlichem. Nun hatte ausgerechnet ich vor einigen Jahren ein Buch über Erscheinungen verfaßt, und ich kannte deshalb die verschiedensten Erscheinungsformen aus der Literatur. Jetzt, während ich entgeistert auf die Stelle im Wüstensand starrte, wo sich ein Körper formte, fiel mir glasklar ein, was ich seinerzeit in den Protokollen der Fatima- und Lourdes-Kinder gelesen hatte. Stets hatten sich Erscheinungen mit Blitzen angekündigt, dann waren elektrische Entladungen gefolgt, die mit Geräuschen von Rauschen und Knistern verbunden waren. Die kleine Lucia, eines der Kinder von Fatima, hatte ausgesagt, daß sie immer, wenn eine Erscheinung auftauchte, einen Laut vernommen hatte, als ob in der Ferne eine Feuerwerksrakete explodiere.

All dies fiel mir ein, während ich, unfähig, einen Laut hervorzubringen, auf das Ding vor uns starrte, das immer mehr Gestalt annahm.

Marc keuchte neben mir: »Was ist das? Um Gottes Willen, was ist das ?«

»Es muß eine Art Erscheinung sein, weißt Du noch, wie damals in Fatima in Portugal. Irgendeine fremde Energieform materialisiert sich hier. Ich erinnere mich an die Aussage der Fatima-Kinder, die in den Protokollen gesagt hatten, am Anfang etwas wie einen Mehlsack und ein wehendes Tuch gesehen zu haben. Ich glaube nicht, daß wir viel zu befürchten haben. Das Ding vor uns wird sich wieder auflösen.«

Ich sagte es tapfer, um Marc und mich zu beruhigen. In meinem Innern sah es chaotisch aus. Ich hatte Angst, mein Herz hämmerte abnormal laut, und die Adern an den Schläfen schienen platzen zu wollen. Dann hatte ich unvermutet das Gefühl, als ob ich nicht mehr alleine in meinem Gehirn sei, als ob ich schizophren würde, als ob alle meine Denkfunktionen gegen meinen Willen ausgeknipst, abgeschaltet würden. Unbegreiflich schnell überfiel mich eine bleierne Müdigkeit, meine Knie wurden weich, und ich stürzte langsam auf den Sandboden. Das Ganze dauerte nur Sekunden, denn Marc zerrte mich gleich wieder hoch und schrie: »Schnell! Mir müssen weg hier!«

Während ich mich aufrappelte, wuchs im Wüstensand vor unseren Augen und unglaublich schnell ein Knabe heran. Aus dem Kind wurde ein Jüngling mit Kopf- und Schamhaaren. Dann wurde es still. Marc und ich beobachteten, wie sich seine Brust hob und senkte. Er atmete sehr tief und, wie mir schien, unendlich langsam. Seine Augen waren geschlossen, die Haare und der Körper voller Sand. Dann ballte das unverständliche Ding die Fäuste, bewegte die Finger, die Zehen, zog die Knie an, schob die Arme vor die Brust und öffnete die Augen.

Jetzt dachte ich an Halluzinationen. Der Schock der letzten Minuten steckte mir in den Gliedern, die unerklärlichen Explosionen der Wasserflaschen und das Schweben des Schraubenschlüssels mußten meine Sinne verwirrt haben. Offensichtlich sah ich Dinge, die es nicht geben durfte. Eine Suggestion ist, um es zu definieren, eine Beeinflussung der Denk-, Gefühls- und Willensabläufe, die zu ungeprüften Übernahmen von Werteinstellungen führt. Daran dachte ich, während mir klar wurde, daß es sich niemals um eine Suggestion handeln konnte.

»Marc, was siehst Du?«, drängte ich.

Ich hörte Marcs Atem. Er zog tief durch die Nase ein und blies die verbrauchte Luft vollständig durch den Mund aus, so, wie wir es gemeinsam auf unseren Katerbummeln taten, wenn die Innereien wieder mit frischem Sauerstoff versorgt werden mußten. Dann nahm er offenbar alle Kraft zusammen und sagte, jedes Wort ruckartig betonend:

»Einen – Mann – nackt.«

Das sah ich auch. Die aufgehende Sonne verbreitete genug Licht, um klipp und klar einen jungen, männlichen Körper zu erkennen. Die Visage des Fremden schien zu lächeln, weit und breit war kein Laut zu hören. Wir starrten uns an, Marc und ich auf der einen Seite, der Fremde ein paar Meter schräg vor uns am Boden. Neben uns der Range-Rover mit dem zersplitterten Hinterfenster, und vor uns am Boden, direkt vor der rechten Hand des Fremden, ein Schraubenschlüssel, der mir merkwürdig verbeult und porös vorkam. Zudem lagen Benzindämpfe in der kühlen, stehenden Luft.

»Ein Monstrum«, sagte Marc mit gefaßter Stimme, rannte die paar Schritte zum Auto und zerrte die Pistole aus dem Versteck. Bevor er durchladen konnte, schrie ich:

»Nicht! Marc! – Nicht schießen! Gib mir die Pistole!«

Marc reichte mir die Waffe, ich lud durch und entsicherte sie. Ich hatte die Bewegung im Militärdienst unzählige Male gemacht, und jetzt tat ich es automatisch, ohne auf die Waffe zu blicken.

Schon während der irrsinnigen »Menschwerdung« hatte ich registriert, daß der Fremde im Sand mir verblüffend ähnlich sah, aber so, wie ich selbst vor etwa 30 Jahren ausgesehen hatte. Marc war damals noch nicht geboren gewesen, er konnte nicht wissen, wie ich als 22-Jähriger ausgeschaut hatte. Inzwischen war ich immerhin 52. Jetzt, wo das unmögliche Wesen vor uns am Boden hockte und uns anstarrte, wurde mir klar: Hier saß eine verjüngte Kopie von mir.

Dann begann der Fremde zu lächeln und mir stockte der Atem. Ich hatte in jungen Jahren zwei prächtige, weiße Oberkieferzähne besessen, die ich später bei einem Autounfall verlor. Das Wesen auf dem Wüstenboden besaß meine alten Zähne! Er lächelte weiter, musterte mich und bemerkte die Pistole in meinen Händen.

»Du wirst Dich doch nicht erschießen?«, sagte er mit meiner jüngeren Stimme und zudem auf Schweizerdeutsch. »Dich« hatte er gesagt, nicht »mich«. Das waren die ersten Worte gewesen, an die sich Marc und ich genau gleich entsannen.

»Drück endlich ab!«, rief Marc, »Das Monstrum ist nicht real.«

Der Fremde richtete sich in die Hocke, stützte sich mit den Armen am Boden:

»Ich friere«, meinte er und stellte den Kopf schräg, eine typische Geste von mir.

»Wer sind Sie?«, erkundigte ich mich tapfer, immer bereit, den Abzug der Pistole durchzudrücken.

»Ich habe noch keinen Namen, und wer ich bin, das mußt Du doch sehen. Himmel noch mal, es ist saukalt. Erich, hilf mir – bitte!«

Er kannte meinen Namen. Marc stand wieder neben mir und meinte verdattert:

»Nicht zu fassen! Er spricht Schweizerdeutsch und kennt Deinen Namen! Hast Du eine Erklärung für diesen Zauber?«

Die hatte ich nicht. Ich ging die paar Schritte zum Range-Rover, zog Marcs Wolldecke von den Vordersitzen und warf sie dem Fremden zu. Der stand auf, schüttelte sich, wischte den Sand vom nackten Körper und wickelte sich ein.

»Danke!«, sagte er trocken.

Jetzt hatte auch Marc begriffen, daß der Fremde mir verblüffend ähnlich sah. Er deutete auf das Gesicht und wieder auf mich.

»Bist Du das?« Und nach einigen Sekunden: »Ist das irgendeine Projektion?«

»Ich bin echt«, übernahm der Fremde die Antwort. »Projektionen frieren nicht und wickeln sich nicht in Decken.« Er musterte Marc: »Und wer bist Du? – Eigentlich gar nicht übel geraten.«

»Ich ... ?« Marc blickte zu mir hinüber: »Und überhaupt, wär's nicht besser, der würde sich vorstellen und seinen – äh – Auftritt erklären?« Während dieser Sätze war Marc wieder an meine Seite getreten. Er traute der Sache nicht und schielte zur Pistole, die ich immer noch auf den Boden gerichtet hatte.

»Wer ich bin?«, spöttelte der Fremde, »hilft Dir im Moment nicht, und einen Namen, wie vorhin gesagt, habe ich noch keinen.« Dann, direkt an mich gewandt: »Erich, gib mir einen Namen. Bitte.«

Er sagte immer »bitte«, dachte ich und erinnerte mich, dies in früheren Jahren auch stets getan zu haben. Die Situation war grotesk. Ein menschliches Wesen materialisierte im Wüstensand, wuchs im Zeitlupentempo vor unseren Augen zum Mann heran, der irgendwie eine Kopie meines eigenen Körpers in jüngeren Jahren war. Unser ganzer Wasservorrat war explodiert, und jetzt stand der Fremde in eine Wolldecke gehüllt vor uns und bat um einen Namen. Das alles paßte nicht in die reale Welt.

»Kannst Du Gedanken lesen?«, erkundigte ich mich.

»Hier nicht, außer ich übernehme.«

»W-a-s übernehmen?«

»Ein Bewußtsein«, lächelte der Fremde und zuckte die Achseln, als ob er seine Aussage bedaure.

»Das ist alles irre!«, mischte sich Marc ein. »Knall das Ding endlich ab!« Marc wollte nach meiner Pistole greifen. Ich bat ihn, dies zu lassen, und erklärte ihm, wir seien wohl Zeugen eines einzigartigen Experimentes. Wir würden schon noch rauskriegen, was sich hier abspiele. Er möge sich beruhigen.

»Gute Absicht«, kommentierte der Fremde. »Wenn wir analytisch vorgehen, werdet Ihr Stück für Stück verstehen. Also«, jetzt lehnte sich die Gestalt an die Kühlerhaube, »ich komme von dort draußen« – er deutete mit dem linken Daumen himmelwärts – »von einer Welt, die Ihr Euch nicht mal vorstellen könnt.«

»Das glaube ich nicht«, meinte ich, und: »wir kennen keine Planeten außerhalb unseres eigenen Sonnensystems.«

»Dann wird's aber Zeit für einen Nachhilfeunterricht in Exo-Biologie«, lachte der Fremde unbekümmert, »und ich zeige Dir meine Heimatsonne, wenns wieder dunkel ist.«

Da merkte ich erst, daß eine glutrote Sonne aufgegan-

gen war und das Auto wie die Dünen ringsum dunkle Schatten warfen. Unbekümmert von meinen zweifelnden Gesichtszügen erklärte der Fremde:

»Hergekommen bin ich durch den Impuls, und der muß von Dir ausgegangen sein«, er deutete auf mich, »sonst wäre ich keine jüngere Variante von Dir ...«

Aufgeregt unterbrach Marc: »Alles Lüge! Der erfindet irgendeinen Quatsch, und wir hören wie Schulbuben zu.«

Das Gesicht des Fremden nahm ernste Züge an. Ich hatte früher genauso ausgesehen, wenn ich eine wichtige Position vertrat. Abwechselnd schaute er Marc und mir direkt in die Augen:

»Ich k-a-n-n nicht lügen!« Nach einer Pause, in der man jeden Windhauch hätte säuseln hören, wenn es einen gegeben hätte, bat er erneut: »Gebt mir einen Namen. Bitte.«

Da ich nicht antwortete und dabei war, meine wilden Gedanken zu sortieren, fuhr der Fremde fort:

»Du hast doch zwei Vornamen. Du heißt Erich Anton von Däniken. Kannst mir doch Deinen zweiten Vornahmen geben.«

»W-a-s?« fuhr Marc dazwischen. »Du heißt Erich Anton. Also Toni?«

»Ich brauche meinen zweiten Vornamen nie«, erwiderte ich. »Meinetwegen kann der dort«, ich deutete auf den Fremden, »Toni heißen.«

»Quatsch!«, rief Marc. »Toni klingt so bieder alpenländisch. Wenn schon, dann Tomy.«

»Von mir aus. Tomy ist mir recht.« Und dann, ich meinte es eher spöttisch, zuckte ich die Achseln und machte eine Kopfbewegung in Richtung des Fremden in der Wolldecke: »Hiermit taufe ich Dich auf den Namen Tomy! Zufrieden?«

»Angenommen!«, erwiderte Tomy und lächelte mit meinen breiten Vorderschaufeln im Oberkiefer, die ich heute nicht mehr besaß, mindestens so süß, wie ich es vor 30 Jahren fertiggebracht hatte.

Dann schwiegen wir einige Zeit und glotzten uns dumm an. Bis Marc fragte:

»Und wann löst Du Dich wieder in Deine Bestandteile auf ?« Marc wurde mutiger.

»Das kann dauern!« murrte Tomy gelassen: »Ich bin ein Mensch wie Ihr, und dieser Körper«, er deutete mit beiden Händen auf seine Brust und vollführte dazu eine Grimasse, als sei ihm der Körper höchst zuwider, »wird hier eingehen.«

»Kannst Du zaubern oder fliegen oder sonst etwas, das ein Superman könnte ?« spottete Marc.

»Kann ich nicht«, lächelte Tomy beinahe überheblich. »Aber ich kann Wesen wie Euch übernehmen. Das habe ich bei Erich kurz tun müssen – oder glaubt Ihr, auf meiner Heimatwelt reden wir Schweizerdeutsch? Alles, was der Erich bis zu seinem – äh, 22. Lebensjahr, vier Monaten und 24 Tagen wußte, weiß ich auch. Der Rest ist sehr lückenhaft. Und dazu weiß ich noch einiges von dort, wo ich herkomme.«

Er stand immer noch an der Autotüre, die gelb-braune Wolldecke hing über der linken Schulter wie eine Tunika. Inzwischen schüttete die Sonnenscheibe einen Brei aus rotem Licht und schwarzen Schatten über die unglaubliche Szenerie. Tomy blickte immer wieder zu mir, lächelte und schüttelte leicht den Kopf, als ob er sagen möchte: Begreifst Du's nicht endlich? Dummkopf! Aber er schwieg. Dann kam ich auf die Idee, ihm etwas zum Essen zu geben, nicht etwa aus Mitleid, sondern um zu prüfen, ob sein Körper wirklich menschlich sei. Ich hielt immer

noch die Pistole, eine zehnschüssige, entsicherte SIG, in der Rechten, wenn auch auf den Boden gerichtet. Ich bat Marc, eine Dose Thunfisch aus unserer Proviantkiste zu holen. Die warf ich Tomy zu und forderte ihn auf zu essen.

»Und womit soll ich die Büchse öffnen?«

Marc kramte den Büchsenöffner aus einem Rucksack und schmiß ihn Tomy vor die Füße.

»Der mag mich nicht«, grinste Tomy unbekümmert in Marcs Richtung und öffnete die Dose, indem er sie auf der Kühlerhaube abstützte.

»Und wie wär's mit Besteck ?« Tomy vollführte genau dieselbe hilflose Geste, die ich in ähnlichen Situationen heute noch praktiziere. Finger gespreizt, Handflächen nach oben, Schultern hochgezogen. Ich sicherte die Pistole, steckte sie in die Tasche meiner grauen Jeans, in der ich auf dem Autodach geschlafen hatte, und holte eine Gabel. Einen Moment zögerte ich noch, dann überwand ich meine Unsicherheit, schritt zu Tomy und reichte ihm die billige Messinggabel. Während Tomy widerwillig die ersten Bissen schluckte, bemerkte Marc, der immer noch drei Meter vor uns stand:

»Kann man den anfassen?«

Zuerst berührte ich die linke Schläfe meines jüngeren Ebenbildes, dann drückte ich mit beiden Händen fest auf seine Schultern. Tomy ließ es geschehen. Er legte die Gabel und die Thunfischdose auf die Kühlerhaube, streckte mir seine Hände entgegen. Ich drehte sie, begutachtete die jugendliche Haut, nahm seine linke Hand und drehte sie, die Handfläche nach unten. Auf dem Handrücken, genau an derselben Stelle wie bei mir, saß ein braunes, noch kleines Muttermal. Ich blickte Tomy tief in die Augen und ergriff seine Rechte. Er ließ auch dies willig

geschehen. Diesmal drehte ich den Handrücken auf die Kühlerhaube, die um diese Tageszeit noch von keiner Sonne wie eine Herdplatte aufgeheizt war. Dann legte ich meine rechte Hand neben seine offene Hand und begann, unsere Handlinien zu vergleichen. Sie waren völlig identisch, nur hatten sich die Furchen meiner Handfläche über die Jahrzehnte etwas tiefer eingegraben.

Ich war verwirrt und hatte Mühe, mich auf irgend etwas zu konzentrieren. Jeder Mensch ist einzigartig – nur ich war es nicht mehr. Da lehnte sich eine Kopie von mir an die Türe des Range-Rovers und grinste mich an. Inzwischen war Marc mit bedächtigen Schrittchen zu uns getreten. Er hustete nicht mehr, und die roten Flecken auf seinem Gesicht hatten sich aufgelöst. Nur ruhig bleiben, redete ich mir ein, es gibt für alles eine vernünftige Erklärung. Es war wärmer geworden, vereinzelte Windstößchen wirbelten kleine Sandspiralen an unsere Füße. Da fiel mir ein, daß mich als Jugendlicher noch ein zweites Muttermal gestört hatte, das ich als 28-Jähriger wegoperieren ließ. Ich griff zur Wolldecke von Tomy und zog sie ihm von der Schulter.

Tomy schien zu ahnen, was ich wollte, denn er ließ alles – wenn auch mit einem blöden Grinsen – mit sich geschehen.

»Spreize die Beine – bitte!«, erwiderte ich ungerührt. Tomy legte seine Hände aufs Autodach und tat wie gewünscht. Ich ging in die Hocke und sah das Ding. Ein kleines, braunes Zäpfchen an der Innenseite des rechten Schenkels, genau auf der Höhe des Hodensacks. Ich gab mich geschlagen. Dieses zweite Muttermal war für mich der niederschmetterndste Beweis. Hier stand mein jüngeres Ebenbild aus Fleisch und Blut.

Marc erkundigte sich, was ich eigentlich mache, und

ich erklärte es ihm. Tomy durchkreuzte unsere Unterhaltung mit der trockenen Bemerkung, er brauche jetzt Kleider, die Zeit des Angaffens sei vorbei. Ich besaß nichts, was Tomy passen könnte, denn mit meinen 52 Jahren war ein Bierbäuchlein herangewachsen. Trotzig vor sich hinschimpfend und immer noch ungläubig über die Ereignisse kramte Marc Unterwäsche, Socken, eine anthrazitfarbene Jeanshose und ein blau-weiß kariertes Hemd aus dem Durcheinander eines Koffers. Nach dem Anziehen posierte Tomy vor uns:

»Gefalle ich Euch ?« Und nach einer Kunstpause, in der er den Kopf schräg stellte und in Marcs Richtung wies: »Und wie heißt dieser Blondschopf nun?«

Ich wußte, daß ich genauso reagiert hätte. Ich stellte Marc vor, doch der ergriff Tomys Hand nicht. Trocken konstatierte Tomy, wir hätten kein Trinkwasser mehr und eine kaputte Heckscheibe. Ein Blick auf die Karte belehrte uns, daß der nächste Ort Taftan hieß und runde 90 Kilometer vor uns in Richtung iranischer Grenze lag. Diese Strecke sollten wir vor dem Verdursten wohl schaffen. Tomy zwängte sich auf den Rücksitzen zwischen das Gepäck, und ich startete den Anlasser. Der gab nur einige stotternde »Wauwau« von sich, zuwenig für eine Zündfolge. Die Batterie mußte futsch sein, was ich nicht verstand, denn gestern hatte sie reibungslos funktioniert. Der Batteriezeiger wies auf die unterste Marke links. Ich schraubte die Batterieverschlüsse ab – kein Wasser schimmerte zwischen den Lamellen. Dasselbe bei den zwei Reservebatterien, die ich für Notfälle mitgenommen hatte.

»Für einige Kilometer tut's vielleicht Kühlerwasser, wenn wir es vorher durch Tücher pressen«, schlug Tomy vor, doch der Kühler war genauso ausgetrocknet wie die Batterien. Nicht einen Kubikzentimeter Wasser, die Son-

ne stieg beängstigend, und an einen Fußmarsch von 90 Kilometern war gar nicht zu denken.

»Meine Gegenwart ist schuld«, sagte Tomy leise. Bedauern klang in seiner Stimme. »Die Flüssigkeiten wurden für meinen Körperaufbau – äh – verwendet.«

Ich sagte nichts, und auch Marc schwieg vorerst. Er schien Tomy gar nicht zu mögen, und seine Gegenwart brachte ihn durcheinander. Ich merkte, daß er jeder Körperberührung auswich. Dann, nach einer Weile, meinte er resigniert:

»Wirklich toll. Du wirst ein kurzes Leben auf unserer Erde erdulden, und verdursten soll sehr qualvoll sein.«

Wir öffneten alle Autotüren, blieben aber sitzen. Der Wagen war der einzige schattige Ort. Ein zarter Lufthauch drückte die Innentemperatur ins Erträgliche. Tomy berührte von hinten meine Schulter, reichte mir unerwartet die rechte Hand, als wolle er sich entschuldigen und verabschieden. »Paßt auf meinen Körper auf«, sagte er noch, »auch wenn Marc mich nicht leiden kann. Bitte!« Dann kippte er unerwartet wie ein Mehlsack auf ein Gepäckstück.

»Ist er tot ?« Marc sagte es emotionslos, es schien ihm ziemlich egal zu sein.

Ich stellte einen schwachen Puls fest und wußte augenblicklich, was geschehen war. Tomy holte Hilfe. Hatte er nicht gesagt, er könne andere Körper übernehmen? Ein kleines Laternchen der Hoffnung begann zu glimmern.

»Und wenn er uns im Stich läßt ?«

»Tut er nicht, Marc. Er ist wie ich, und ich hätte als 22-Jähriger Freunde nie im Stich gelassen.«

»Sind wir denn Freunde?«, fragte Marc.

»Vermutlich mehr als das. Und wenn Tomy ist, was er sagt, könntest auch Du es werden.«

»Glaube ich nicht«, brummte Marc unwirsch. »Die Art, wie er hier eindrang, war unfreundlich, und Du siehst ja, in welchem Schlamassel wir wegen dem jetzt stecken.«

Wir drückten die Köpfe an die Rücklehnen und warteten. Ich hatte vor 34 Jahren mal eine Panzerrekrutenschule in der Schweizer Armee absolviert. Jetzt fiel mir eines dieser dummen Lieder ein, *die* wir damals im Suff grölten. »Auf einem Panzergrab, da blühen keine Rosen, auf einem Panzergrab, da blüht kein Edelweiß. Der einzige Schmuck, das sind zerschossne Panzer und heiße Tränen, die ein kleines Mädel weint.« Hier, 90 Kilometer vor Taftan in der Wüste von Belutschistan, gab's nicht mal die heißen Tränen. Ich kramte einige Witze aus meinen Gehirnwindungen und erzählte sie. Marc hörte ziemlich apathisch zu. Irgendwann schwiegen wir. Ich dachte an meine Frau und Tochter Cornelia. 27 Jahre waren wir verheiratet, hatten Höhen und Tiefen durchlebt, uns gestritten und den Sex zelebriert. Ich wußte, daß Ebet – so nannte ich sie in Abkürzung des Namens Elisabeth – nicht nur Freuden mit mir genossen hatte, da waren schwere Monate hinter uns und finanzielle Probleme – Steuern, was sonst? –, die mich an den Rand der Verzweiflung brachten. Wir hatten alle Schwierigkeiten gemeistert, irgendwie, und nach meinem ersten Buch änderten sich die Widerlichkeiten. Jetzt ging's weniger um Geld, sondern um bösartige Kritiker, die mich verleumdeten. Natürlich gab's auch die Korrekten und Hilfreichen, die Väterlichen und die Besserwisser. Doch die blieben in der Minderheit. Eigentlich hätten für Ebet und mich jetzt die besseren Jahre beginnen dürfen ...

Ich dachte an Marcs Eltern und daran, daß ich Marc zu dieser Reise gebeten hatte. Wie würden sie reagieren, wenn sie von Marcs Tod erfuhren? Während mir solche

Gedanken durch den Kopf gingen, war mir auch klar, daß ich nie in die Lage kommen würde, Marcs Eltern das Ableben ihres einzigen Sohnes erklären zu müssen. Marcs Vater, ein dynamischer Sportstyp, hätte mich verflucht in alle Ewigkeit. Und seine Mutter, eine herzensgute, arbeitsame Dame, wäre womöglich vor Gram gestorben. Meine Lage war trostlos. Marc selbst, ein treuer, aufrichtiger Bursche, war die Art von jungem Mann, der in die Hauptrolle von Platons Geschichte über Charmides paßte. Unkompliziert und mit der Zartheit des Herzens gesegnet. Jetzt hockte er apathisch im Sitz neben mir.

»Marc«, stieß ich ihn an, »bist Du noch da?«

Er blickte hoch, wechselte seine Sitzstellung, als ob er nicht gestört werden wolle. »Nicht verzagen, wir kommen da raus«, sagte ich, um ihm Mut zu machen. Ich selbst war dabei, die Hoffnung zu verlieren. Unsere Reise war ein Trip ins Hochland von Kaschmir gewesen. Den Range-Rover hatten wir von Paris mit der *Air France* nach Karatschi einfliegen lassen und waren von dort das Hindus-Tal hinauf bis nach Srinagar gefahren. Wir hatten alle unsere Ziele erreicht, die Tempelruinen von Martand vermessen, das unglaubliche Ruinenfeld von Parahaspur, das heute noch aussah, als sei hier eine vorgeschichtliche Atombombe explodiert, besucht und selbst das Jesusgrab in Srinagar in Bildern dokumentiert. Ich führte Fotokopien von 2000 Jahre alten Gesprächen von Jesus mit dem damaligen König von Kaschmir mit mir im Auto, 180 belichtete Filme in der Kühlbox ...

»Kühlbox!«, schrie ich und sprang von meinem Sitz. Hastig bugsierte ich Tomys Körper an eine andere Stelle, wühlte mich durch das Gewirr von Kleidern und zerfetzten Kunststofflaschen, riß den Schaumstoffdeckel von der Box. Marc war aufgewacht und schaute mir mit offe-

nem Mund zu. Da lagen sie: 180 kleine, schwarze Döschen in einer lauen Wasserlache. Immerhin wasserdicht verpackt. Daneben eine Zwei-Liter-Flasche Wasser. Nicht explodiert. Wie konnten wir in unserer Situation die Kühlbox vergessen? Ich hatte sie extra für diese Reise gekauft, und meine Werkstatt hatte von der Autobatterie ein Kabel zum Transformer gelegt. Die Batterien funktionierten zwar nicht mehr, deshalb war das Eis aufgetaut und der Inhalt lauwarm. Abwechslungsweise und in kleinen Schlucken genossen wir das Wasser, als wäre es Champagner. Dann benetzte ich Tomys Gesicht, schälte ihn aus Hemd und Leibchen und befeuchtete seinen Körper.

Wir lachten. Lachten wie glückliche Kinder! Doch Glück zu jeder Zeit liegt meist nicht weit von Leid. Uns beiden war klar: Bei sparsamem Gebrauch würde uns die gesamte Flüssigkeit, der Rest aus der Flasche und die Brühe in der Kühlbox mitgerechnet, für einige Stunden Aufschub verschaffen.

14 Bücher hatte ich in den vergangenen 20 Jahren geschrieben. Stets ging es um Außerirdische, um Archäologie, um Mythen und uralte Religionen. Ich hegte nicht mehr die geringsten Zweifel, daß unsere Vorfahren zu Olims Zeiten von Außerirdischen besucht worden waren. Sie hatten es nicht begriffen, die Vorfahren vor Jahrtausenden, und jene ETs als Götter betrachtet. Ein fataler Irrtum, der zur Gründung vieler Religionen führte. Heilige und weniger heilige Bücher, die Legimitation für Hunderte von Kriegen durch die Menschheitsgeschichte bis in die Gegenwart. Ein trauriger Witz. Natürlich wurde ich angegriffen, denn außer Indizien gab es wenig zu bieten. Und Indizien waren nun mal angreifbar. Gott sei Dank hatte ich schon nach meinem ersten Buch verstan-

den, daß jeder, der die Öffentlichkeit suchte, nicht nur Zielobjekt von Lob, sondern auch von Tadel und oft gehässiger Kritik wurde. Auch hatte ich nie erwartet, von der wissenschaftlichen Gemeinschaft mit Lorbeeren überhäuft und umarmt zu werden. Gegenmeinungen gehören dazu. Vor Jahren hatte mir der alte Herrmann Oberth, bekannt als der deutsche Vater der Weltraumfahrt, mal gesagt: »Die ungerechte Kritik muß an Ihnen ablaufen wie Jauche an einer Marmorsäule!« Das hatte gesessen! Jetzt, wo unser Lebenswille wieder überhandnahm, erzählte ich Marc eine Geschichte, die ich vor Jahren bei einem amerikanischen Fernsehsender erlebte. Ich saß damals auf einem Ledersessel zwischen den Professoren Allan Hynek und Carl Sagan. Beide Astronomen. Es ging um Außerirdische, und Sagan hielt gar nichts davon. Er schloß zwar die Existenz von außerirdischen Lebensformen nicht kategorisch aus, dozierte aber, derartige Wesen seien niemals menschenähnlich, und die lichtjahreweiten Entfernungen seien schon gar nicht überbrückbar. Freilich sah ich das anders – aus guten Gründen –, und Professor Hynek unterstützte meine Position, wenn auch etwas zögerlich. Er sprach von Technologien außerhalb der Einsteinschen Realität und schloß gar keine Möglichkeit radikal aus, nicht mal die Existenz von UFOs. Da meinte Sagan gönnerhaft zu seinem professoralen Kollegen:

»Wenn es so etwas wie außerirdische Intelligenz da draußen gäbe, dann hätten die doch längst diplomatische Beziehungen mit uns aufgenommen!«

Hynek blickte zu mir und dann zu seinem Kollegen und antwortete:

»Wir nehmen doch auch keine diplomatischen Beziehungen zu Hühnern auf!«

Meine Situation war ebenso grotesk. Jetzt hatte ich einen irdischen Außerirdischen – und konnte nichts damit anfangen. Wer würde mir schon abnehmen, daß Tomy ein Außerirdischer war?

Die Temperatur stieg und stieg, der Inhalt unserer Wasserflasche sank. Gegen 10 Uhr fiel mir ein, was mir schon früh am Morgen hätte einfallen müssen. Wir brauchten ein Zeltdach. Die Sonne durfte nicht mehr direkt aufs Auto knallen. Mit dem Stativ der Fotoausrüstung, einigen Schnüren und Klebebändern, unseren Windjacken und einer Wolldecke brachten wir es fertig, zehn Zentimeter über dem Autodach ein zweites Dach zu improvisieren. Ähnlich verfuhren wir mit der Kühlerhaube. Ich verbog die Scheibenwischer auf die Mitte der Frontscheibe, klemmte die zweite Wolldecke darunter, öffnete die Kühlerhaube einen Spalt und verschnürte sie, damit sie durch die Feder darunter nicht wieder hochschnellte. Beim Wühlen in unseren verschwitzten, stinkenden Klamotten fand ich am Boden unter der Rückbank sogar einen Schirm. Ich hatte stets einen Schirm im Auto. Den klemmten wir als Sonnensegel über das Fenster auf Marcs Seite. Dann sogen wir die letzten Reste aus der Plastikflasche, als ob es Muttermilch wäre. Wo blieb nur dieser Tomy? Und weshalb kam hier nie ein Auto vorbei? Wir lagen zwar auf einer abgelegenen Wüstenstrecke, aber immerhin auf einer Piste, die auf einer Karte eingezeichnet war. Eigentlich hatten wir nichts falsch gemacht. Wir waren mit genügend Wasservorräten gestartet, mit drei Autobatterien, mit Trockenfrüchten und besaßen sogar Rohschinken. Zudem eine Seilwinde am Range-Rover, die uns jetzt nichts nützte, weil sie nur mittels Strom funktionierte. Bei laufendem Motor. Marc und ich hockten in den Un-

terhosen herum. Unser Zeltdach entwickelte eine unerwartete Wirkung. Obschon die Sonne unaufhaltsam höher kroch, blieb es angenehm im Auto.

In meinen täglichen Entscheidungen zu Hause war ich ein impulsiver Mensch. Ich wußte immer, was ich wollte, und ärgerte mich über die Unschlüssigen, die am Fleischtresen in der Metzgerei immer noch zögerten. Noch ein bißchen von dem, darf's ein Stück von jenem sein, wie wär's mit etwas Leberwurst oder Sülze? Himmel noch mal! Sie trieben mich zum Wahnsinn, diese Nörgler, Zweifler, Bedenkenträger, Unschlüssigen, die auch an der Kasse im Supermarkt nach ihren Geldbeuteln grabschen mußten, die im Parkhaus ihre Münzen nicht fanden und sich im Schuhladen 20 verschiedene Paare vorführen ließen, um am Ende keines zu kaufen. Für einen Autokauf brauchte ich gerade mal zehn Minuten, und in Schuhläden verkehrte ich seit Jahren nicht mehr. Und jetzt? Wir näherten uns der Mittagszeit. Es blieb das Schwappwasser in der Kühlbox. Irgendwo im Wagen fand ich eine Rolle Alufolie. Wir wickelten sie ab und legten sie kreuzweise aus. Als Zeichen für Flugzeuge, dachten wir. Von meinen Pfadfinderzeiten her erinnerte ich mich an die meisten Buchstaben des Morsealphabetes. Punkt Punkt Punkt, Strich Strich Strich, Punkt Punkt Punkt bedeutete SOS (... – – – ...). Wir legten Kleidungsstücke in der Morseform neben unser Alukreuz. (Später fragte mich mal einer, wieso wir kein Handy benutzten. Mann! In der Wüste von Belutschistan funktionieren keine Handys. Zudem schreibe ich über ein Ereignis aus dem Jahre 1987. Handys waren selten, und Sender erst recht. In der Wüste gibt's selbst heute keine.)

Wo blieb Tomy ? Marc sprach die Zweifel aus, und sie fingen an, in mir zu nagen. War etwas geschehen, das

Tomy nicht beeinflussen konnte? War er in Weiß-ich-was-für-Dimensionen gelandet? Ich wehrte mich gegen die Krallen des Zweifels und begann, Marc das Gedicht von der Freundschaft zu rezitieren, das wir als Jugendliche im Gymnasium gelernt hatten. Weshalb mir der ganze Text ausgerechnet in unserer Situation wieder einfiel, begriff ich auch Jahre später nicht. »Zu Dynosis, dem Tyrannen, schlich Damon, den Dolch im Gewande, ihn schlugen die Häscher in Bande. Was wolltest Du mit dem Dolche, sprich, entgegnet ihm finster der Wüterich. Die Stadt vom Tyrannen befreien. Das sollst Du am Kreuze bereuen ...« Und so weiter bis zum Schluß, wo sich der Tyrann zum verständigen Freund entwickelt und sagt: »Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte.«

Tomy sei dieser Dritte, bläute ich Marc ein. Immerhin, unsere improvisierte Natur-Lumpen-Air-Condition funktionierte. Ich fischte ein sauberes Taschentuch aus dem Durcheinander hinter uns, tränkte es mit der lauwarmen Brühe am Boden der Kühlbox. Gierig wie junge Kamele saugten wir das widerliche Gesöff in uns hinein, benetzten Tomys Haut damit. Wie konnte man aus der Luft Wasser gewinnen? Irgendwo hatte ich mal gelesen, ein indischer Ministerpräsident trinke seinen eigenen Urin. Weder Marc noch ich mußten pinkeln, dafür war zuwenig Flüssigkeit im Körper. Was konnten wir tun, um an Wasser zu gelangen? Graben? Dazu fehlte das Werkzeug, und wir standen vermutlich am falschen Ort. Sollten wir in der Nacht unsere Alufolien am Seil der Seilwinde aufhängen, um in der Frühe das Tauwasser der Luft zu ernten? Wir hätten die Alufolien zu Trichtern drehen und unter jeden Trichter ein Gefäß stellen müssen. Wir verfügten über vier Teller und Tassen in der Bordküche. Bevor wir versuchen konnten, ob das Drahtseil über-

haupt ohne Strom von der Winde zu rollen sei, hörten wir ein fernes Motorengeräusch. Wir hielten den Atem an. Freund oder Feind? Hastig streiften wir die Hosen über. Ich steckte die Pistole in die Tasche und vergewisserte mich, daß der erste Schuß im Lauf lag. Der Lärm kam näher, doch wegen der übernächsten Düne sahen wir nichts. Vom Brummton her mußte es sich um ein schweres Fahrzeug handeln. So stand jeder angespannt neben seiner Autotüre, und wir merkten nicht, daß Tomy wieder lebendig wurde.

Hinter der Düne wirbelte eine Staubwolke hoch. Das Brummen wurde lärmiger, dann schob sich ein braungelb gesprenkelter Laster mit acht riesigen Rädern und eingeschalteten Scheinwerfern – wer war so verrückt, in der Wüste die Scheinwerfer anzuschalten? – hervor. Das Monstrum von einem Militärlaster steuerte geradewegs auf uns zu, und wir befürchteten schon, das schwere Fahrzeug würde uns rammen. 20 Meter vor unserem Range-Rover, der mit seinen behängten Decken und Jakken aussah wie ein verlottertes Beduinenzelt, zog der Fahrer das Ungetüm zur Seite. Der Laster schlingerte, bedeckte uns mit einer wirbelnden Sand- und Staubwolke und kam zum Stillstand. Der Motor wurde abgewürgt.

Bevor der Fahrer ausstieg, vernahm ich Tomys schwache Stimme: »Habt Ihr noch etwas zu trinken ?« »Nur Brackwasser«, erwiderte ich automatisch und fühlte mich derart glücklich, daß ich vor Freude hätte jodeln können. Tomy war wieder da! Er hockte aufrecht neben dem Gerümpel, wirkte müde, ausgetrocknet, und fragte:

»Ist Machmud angekommen?«

»W-e-r ?«

»Der Fahrer des Armeefahrzeugs!«

»Meinst Du den da?«

Tomy lächelte müde. Aus dem Laster schob sich ein mächtiger Mann im beige-braunen Militärdreß, der schwarze, hochgebundene Schuhe trug. Ein wilder Schnurrbart und fünf Millimeter lange Bartstoppeln bedeckten die Hälfte des Gesichts. Unter den pechschwarzen Haaren und großen dunklen Augen mit struppigen Augenbrauen stach eine Adlernase aus der ledrigen Haut. Erst jetzt bemerkte ich zwei blasse Silbersterne an seinem Hemd. Der Mann mußte ein niedriger Offizier sein. Tomy schälte sich aus dem Wirrwarr unserer Ladefläche und rief dem Fremden etwas zu. Es klang arabisch. Marc und ich verstanden nichts. Machmud, so hieß der Bartstoppelige, kramte drei Plastikflaschen aus der Führerkabine und reichte sie uns wortlos. Bevor ich meine Flasche an die Lippen setzte, schaute ich zu Tomy hinüber, der jetzt hinter unserer zersplitterten Rückscheibe stand. Er goß fast den ganzen Flascheninhalt über Haare und Körper, bevor er einige Schlucke runterwürgte. Dann redete er wieder auf arabisch mit Machmud. Der holte einen Kasten mit 24 Litern Mineralwasser aus dem Laster, 20 in Kunststoff verschweißte Cola-Dosen und einen Zehn-Liter-Behälter mit destilliertem Wasser. Immer noch wortlos machte er sich an meiner Verschnürung der Kühlerhaube zu schaffen, schraubte die Batterieverschlüsse ab und begann fachmännisch, die Hauptbatterie zu füllen. Dann leerte er mehrere Wasserflaschen in den Kühler, warf die Flaschen zu Boden und begab sich zur kaputten Heckscheibe. Tomy sagte irgend etwas auf arabisch und bat uns, dem Fremden zu helfen. Der zupfte die Glassplitter aus den Scheibenrändern, holte ein Wachstuch, und schnitt es mit seinem Armeedolch in die richtige Größe. Marc und ich hielten das Tuch fest, Machmud schmierte mit einem Pinsel eine stinkige, klebrige Masse,

die aussah wie Asphalt, an die Ränder. Nach wenigen Minuten hielt das Tuch. Als nächstes zauberte Machmud eine Batterie und ein Kabel aus seinem Gefährt und verkoppelte alles mit unserer Batterie. Tomy, der zwischendurch immer wieder mit Machmud sprach, bat mich, die Zündung zu starten. Es klappte beim ersten Versuch. Ich ließ den Motor laufen, um die Batterie aufzuladen. Machmud grüßte militärisch, rief Tomy etwas zu, das wie »salam« und »schukran« klang, bestieg sein Monstrum und brauste davon, eine gewaltige Staubfahne hinter sich herschleppend.

Tomys Körper regenerierte sich schnell, und wir Wortlosen, welche die ganze Zeit wie dumme Buben dagestanden hatten, kamen endlich dazu, um Auskunft zu bitten.

»Hast Du Vitamin- und Mineralienkapseln hier? Wir sollten alle eine nehmen«, begann Tomy, ehe er uns – nach Einnahme der Tablette – seine unglaubliche Geschichte erzählte.

Hundert Kilometer von hier liege die Grenze und gleich dahinter eine Kaserne der iranischen Armee. Er habe den Kommandanten übernommen und ihm unsere Notlage klargemacht ...

»Einfach so?«, blaffte Marc ungläubig. »Der läßt sich einfach übernehmen, und Du erteilst ihm Kommandos ?«

Ich merkte rasch, daß Tomy sich bemühte, uns etwas zu erklären, das wir nicht verstanden. Er war geduldig. Nicht gerade eine Eigenschaft von mir. Das Bewußtsein, so dozierte Tomy, verstehe alles sofort. Es sei mit anderen Bewußtseinen wie in einer Holographie vernetzt. Das Problem liege beim Ego des jeweiligen Körpers. Dieses »Ich« sei eine eigene Welt, geschaffen von der Geburt bis zur Gegenwart des betreffenden Menschen. Dieses »Ich« sei naturgegeben egozentrisch, wir seien alles Egomanen.

Zwischen dem Bewußtsein und dem Ego gebe es eine Art Filter. Das Bewußtsein lasse die Informationen aus anderen Bewußtseinen – wir würden Unterbewußtsein sagen – nicht durch. Dies diene dem Eigenschutz des Körpers, sonst würden wir überschnappen ...

»Und diesen Filter zwischen Unterbewußtsein und Bewußtsein, und dann erst noch dem Ego, hast Du durchbrochen und – ich sage es nochmals – dem Militärkommandanten Befehle erteilt?«, wollte Marc wissen. Er glaubte Tomy kein Wort.

»So ähnlich, ja. Bei einem starken Willen sträubt sich das Ego vehement gegen die Übernahme, denn es spürt die Verdrängung seines >Ichs< augenblicklich, und dies verursacht panische Angst. Der Befehlshaber von Taftan ist sehr egozentrisch, und ich habe noch keine Erfahrung mit Menschen. Er stammt übrigens aus einer höheren iranischen Familie und war als Tourist schon mal in der Schweiz.«

Wir schwiegen. Alles kam zu schnell. Wir verstanden es nicht, und es fehlte die Ruhe, darüber nachzudenken. So begann ich, die Kleidungsstücke auf dem Boden einzusammeln und *die* Alustreifen aufzurollen. Tomy bemerkte, er habe Hunger, und Marc bot sich an, Rohschinken aufzuschneiden. Dann hockten wir im Auto, das Beduinendach wollten wir erst kurz vor der Fahrt wegreißen. Der Batteriezeiger zeigte normale Werte, und ich stellte den Motor ab. Marc konnte nicht schweigen und bohrte:

»Und woher kannst Du arabisch?«

»Genauso wie Schweizerdeutsch beim Erich. Aus dem Gedächtnis des Kommandanten.«

Alles verrückt, dachte ich, und auch, daß Tomy schwerlich 100 Menschen in ihren Sprachen übernehmen konn-

te. Dann würde er verrückt. Was hält ein Gedächtnis aus? Tomys Geduld mit uns war unermeßlich. Ich lernte es in den kommenden Tagen und Wochen. Jetzt stopften wir zuerst mal Rohschinken und Knäckebrot in unsere Mäuler, spülten mit Mineralwasser und konnten es nicht lassen, Tomy immer wieder Fragen zu stellen. Der Befehlshaber der Kaserne – so berichtete Tomy – habe seinen Widerstand erst aufgegeben, nachdem sein Bewußtsein »keine Gefahr« und »gutes Wesen, sanftes Wesen« signalisierte und das Ego dies schließlich akzeptierte. Dann habe der Kommandant aufgeregt wie ein Forscher in sich hineingehört und einen Dialog mit Tomy begonnen. Er habe laut mit seiner Stimme gesprochen, und Tomy habe im Bewußtsein geantwortet. Auf Arabisch. Für Außenstehende hätte dies wie ein Selbstgespräch geklungen, aber sie seien alleine im großen Raum gewesen. Nachdem der Kommandant die Notlage, in der wir steckten, begriff, habe er gesagt, er könne uns nicht helfen – wegen der Staatsgrenze. Er dürfe mit keiner Truppe über die afghanische Grenze fahren, das gebe politischen Krach, und er würde seine Stelle verlieren und sogar ins Gefängnis kommen. Erst nach längerem Feilschen habe der Befehlshaber eingewilligt, einen Laster mit nur einem einzigen Mann loszuschicken. Bei Problemen könne er sich vielleicht herausreden, sein Soldat habe sich verirrt. So habe er den jungen Offizier Machmud, einen Automechaniker der Division, den Befehl erteilt, uns zu helfen. Die Operation koste 600 US-Dollar. Zusätzlich das Wasser und die Colas.

»600 Dollar ?!«, wiederholte ich. »Nicht schlecht für diese Übung auf Kosten der iranischen Armee. Und wie kommt der zu seinem Geld ?«

»Wir bringen es«, sagte Tomy. »Ich habe es ihm versprochen. Laßt uns losfahren.«

Widerspruch war sinnlos. Wir besaßen noch 3400 Dollar in bar und weitere 6000 in Reiseschecks, versteckt in Kleidern, Gürteln und Matten. Expeditionen können teuer werden. Also packten wir unser Beduinenzelt zusammen und fuhren los. 90 Kilometer bis Taftan. Auf der Strecke dachte ich wieder und wieder über Tomys Aussagen nach. Seine Gegenwart ließ mir keine Ruhe. Ich hatte vor Jahren mal einen Roman meines Freundes Walter Ernsting gelesen, der unter dem Pseudonym Clarc Darlton bekannt war. In der Story hatte ein Klosterbruder die Fähigkeit entwickelt, von Gehirn zu Gehirn zu springen. Romangeschichten! Erfundene Phantasien! Jetzt saß ein Wesen mit diesen Fähigkeiten tatsächlich hinter mir. Leibhaftig und in meinem eigenen, rund 30 Jahre jüngeren Körper. Das war alles bescheuert! In welcher Traumwelt lebte ich eigentlich? Wenn Tomy sprach, hörte ich meiner eigenen Stimme zu, und die hatte sich in den vergangenen 30 Jahren nicht sehr verändert. Tomy hatte gesagt, er wisse alles bis zu meinem 22. Geburtstag und ein paar Monaten. Konnte er auch alles, was ich konnte? Liebte er auch, wie ich liebte? Kämmte er sich auf gleiche Weise wie ich, und würde er in den kommenden Jahren dieselben Geschmäcker entwickeln, wie ich sie hinter mir hatte? Zum Whisky Johnnie Walker Black Label? Zu dunkelbraun gebratenen Hähnchen? Hatte er dieselben Abneigungen wie ich? Vertrug er auch keine Leber? Verabscheute er Kaviar? Wurde er von Bier auch schläfrig und von Champagner hellwach? Und wie würde meine Frau auf ihn reagieren? Auf einen 30 Jahre jüngeren Erich? Würde sie sich in mein attraktiveres »Ich« verlieben? Wie sollte ich Tomy meinen Geschwistern, den Verwandten

und Freunden vorstellen? Als unehelichen Sohn meines verstorbenen Vaters? Weshalb sollte dieser Sohn erst jetzt auftauchen, nachdem er 22 Jahre alt war? Was für Geschichten mußte ich erfinden? Du meine Güte – es kamen Riesenprobleme auf mich zu.

»Tomy«, sagte ich nach einer Stunde Fahrzeit, »kannst Du auch Auto fahren?«

»Aber sicher. Darf ich?«

Er übernahm das Steuer und fuhr exakt im selben Fahrstil wie ich. Es gab nichts, woran ich hätte meckern können. Ansonsten benehme ich mich bei jugendlichen Fahrern stets wie ein Fahrlehrer. Jetzt saß ich auf dem Beifahrersitz und Marc hinter uns auf einer Kiste, über die wir die Wolldecken gefaltet hatten. Ich drehte das Radio an. Es kamen nur arabische Sender. Tomy verstand die Stimmen, und übersetzte uns arabische Nachrichten. Ich drehte den Knopf wieder aus, fragte:

»Wie war das mit den explodierten Wasserflaschen heute im Morgengrauen? Deine seltsame Entstehung hat uns ganz schön in Panik versetzt.«

»Ich bedaure das«, entgegnete Tomy, »hatte aber keinen Einfluß darauf. Ich sehe dich noch mit der Pistole in der Hand. Es fehlte wenig, und Du hättest mich abgeknallt.«

»Und dann?«

»Der Körper wäre tot gewesen, der Vorgang abgebrochen.«

Ich schwieg, weil ich es nicht verstand. Der skeptische Marc griff den Faden wieder auf und insistierte, wie das nun mit den explodierenden Flaschen und dem Wasser gewesen sei. Obschon Tomy uns vor dem Verdursten gerettet hatte, traute ihm Marc immer noch nicht. Tomy verhielt sich wie ein alter Mann Kindern gegenüber. Er

versuchte, uns etwas klarzumachen, und hatte oft keine Worte dazu, weil es — wie er erklärte — in der menschlichen Sprache keine Worte hierfür gab. Nachdem der »Urimpuls« — was immer das war — seinen Raum »gezündet« habe, sei der »Nukleus abgerollt«. Die Energie sei überall gleichzeitig. Ein menschlicher Körper bestehe aus Sauerstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kalzium Phosphor, Chlor, Natrium, Kalium, Zink, Eisen, Brom, Mangan, Kupfer, Chrom, Magnesium, Molybdän, Titan, Jod, Strontium, Rubidum, Selen, Bor, Nickel, Schwefel, Arsen, Kobalt, Silizium, Zinn, Barium, Lithium ...

Ich hatte ihn unterbrochen. Tomy hielt das Steuerrad wie ich, funktionierte wie ich, konnte am Steuer mehrere Dinge gleichzeitig tun, registrierte alles und reagierte auf alles auf der Wüstenpiste. Marc wollte den Rest dieser »Menschwerdung« erfahren, und Tomy erwiderte mit einer Stimme, als handle es sich um die banalste Sache im Universum, alles, was der Nukleus zum Aufbau des Körpers benötigt habe, sei in der natürlichen Umgebung vorhanden gewesen. Bis auf die Kleinigkeiten aus dem Wagen, wie etwa das Wasser. Zum schnellen Aufbau des Körpers benötige der Nukleus mehr Wasser, als der fertige Körper enthalte, denn ein Teil des Wassers verdunste gleich wieder. Er sei — dozierte Tomy — aus denselben 33 chemischen Elementen zusammengesetzt wie wir, seine Moleküle hätten dieselben Kettenlängen, und nichts am Körper sei außerirdisch.

»Außer Deinem — wie nennt man das — Geist?«

»Das Wort beschreibt es nicht.« Tomy schüttelte den Kopf, während er fachmännisch den unregelmäßigen Bodenwellen auswich. »Mit >Geist< meint man bei Euch ein Einzelwesen, etwas Nicht-Faßbares, nicht Meßbares, oder im Geisterschloß auch einen Spuk. Mit >Geist< denkt Ihr

auch so etwas wie die Lebenskraft, die Seele, denn beim Tode eines Menschen sagt Ihr, sein Geist habe ihn verlassen. All das definiert meinen >Geist< nicht. Am nähesten komme ich wohl mit dem Begriff einer >intelligenten Energie<.«

Marc schüttelte den Kopf und kratzte sich in den blonden Haaren. Je mehr Tomy uns belehrte, umso weniger begriffen wir.

In der Ferne erschienen die grauen Umrisse von niedrigen Häusern, und zwei Kilometer weiter blockierte der Militärlaster von Machmud die Piste. Tomy stoppte und unterhielt sich kurz mit ihm. Dann stieg Tomy aus und kletterte in den Laster. Wir sollten ganz normal über die afghanischen und iranischen Kontrollen fahren, Machmud und er würden uns auf der iranischen Seite vor dem Kasernentor erwarten. Die Kaserne sei nicht zu übersehen.

Ich begriff sofort, um was es ging. Tomy hatte keine Reisepapiere, er wäre nicht über die Grenze gekommen, und offensichtlich wußte das der Kommandant. Also schleuste er Tomy, Machmud und den Laster über eine illegale Strecke hinüber, während wir die normale Zollabfertigung erledigen sollten. Wir besaßen ein sogenanntes »Carnet de passage«, eine Art Reisepaß für das Auto, ausgestellt vom Heimatstaat, in dem das Fahrzeug registriert war. Und ohne die richtigen Aus- und Einreisestempel wären wir weder aus Afghanistan hinaus- noch in den Iran hineingekommen.

Der afghanische Grenzposten bestand aus einem Schuppen mit Strohdach. Vier lausig Uniformierte mit zerschlitzten Leibchen und schmutzigen Händen wollten unser Gepäck durchgrabschen. Ich hielt eine Stange Zigaretten dagegen, die ich extra für den Zweck gebunkert

hatte. Schließlich knallte einer einen Stempel ins Carnet und die Pässe, nicht, ohne das Stempelkissen vorher angespuckt zu haben. Die iranische Grenzkontrolle, gleich daneben, passierten wir ohne Durchsuchung, wenn auch unter den üblichen Bestechungen. Backschisch heißt das Zauberwort. Vermutlich waren wir das einzige Fahrzeug in dieser Woche. Taftan entpuppte sich als eine Siedlung aus wenigen Dutzend Häusern und Hütten. Im Zentrum eine kleine Moschee, daneben, vor einem Wellblechschuppen, hockten bärtige Männer mit Turbanen. Sie starrten uns neugierig und unfreundlich entgegen. Ich kurvte ziellos durch den Ort und hoffte, endlich die Kaserne zu sehen. Am Dorfrand eine heruntergekommene Tankstelle mit zwei Zapfsäulen und viel Dreck ringsum. Da lagen Öldosen, zerquetsche Kanister, aufgerissene Fässer, gebrochene Autoachsen und über allem ein penetranter Petrolgestank. Ich brauchte Benzin, traute der Tankstelle aber nicht. Weiß der Kuckuck, was der Tankwart mir in der Rover pumpen würde. Endlich fand ich eine Mauer mit Stacheldraht und dahinter zwei langgezogene Betonbauten. Ich fuhr der Mauer entlang, bis ich Machmuds Laster sah. Als ich hinter ihm auf das Kasernentor zusteuerte, fragte ich mich plötzlich, ob wir diesem Kommandanten trauen konnten. Was würde werden, wenn der seine Meinung änderte, unseren teuren Rang-Rover beschlagnahmte, das Bargeld klaute und uns womöglich verhaften ließ?

Der Schlagbaum zum Kasernengelände öffnete sich. Rechts und links hockten einige halbnackte Soldaten zwischen verkrüppelten Bäumen im Schatten. Direkt vor dem Haupteingang ein Liegestuhl und darauf ein braungebrannter Mann in Badehose, am Boden vor ihm eine grüne Offiziersmütze und eine Konservendose, in wel-

cher der Rest einer Zigarre stank. Sein bärtiges Gesicht mit den schwarzen Haaren erinnerte mich an den jungen Fidel Castro. Alle Ränder seiner Zehennägel waren schwarz. Wir stiegen aus, Machmud rief irgend etwas, und »Fidel« erhob sich. Mit anerkennenden Blicken umstreifte er den Range-Rover. Alle Türen waren offen, »Fidel« schaute auf die Aluminiumkästen mit unseren Metalldetektoren. Ich hatte Tomy auf der Fahrt schon mitgeteilt, was sich darin befand, und Tomy erklärte es nun »Fidel«. Er präzisierte sogar, daß man damit Metalle in bis zu drei Metern Tiefe anpeilen könne, wobei die Geräte zwischen edlen und unedlen Metallen unterscheiden. »Fidel« nickte anerkennend, seine Begehrlichkeit schien zu wachsen.

Ich erinnerte mich an den indisch-pakistanischen Grenzposten, den wir vor drei Wochen passiert hatten. Die Zöllner auf beiden Seiten vermuteten hinter jeder Technik irgendein Spionagegerät. Der indische Zöllner beim Posten Wagah hatte mit einem Holzstab auf die Aluminiumkiste gedeutet und verlangt, daß wir sie öffnen. Mit viel Geschwätz und großer Gestik war es mir gelungen, den Metalldetektor als kaputtes Radio zu verkaufen. Ich hatte das Gerät auf volle Lautstärke gedreht, und da es im Auto von Werkzeugen, Dosen und anderen Metallen wimmelte, ertönte aus dem Lautsprecher des Detektors ein Quietschen, Krächzen und Pfeifen, das einem defekten Radio alle Ehre gemacht hätte. Unser »Fidel« hier sah nicht aus, als ob er sich durch derartige Demonstrationen beeindrucken ließ. Er schien gebildeter und auch gerissener. Wir betraten einen kühlen Raum in den Maßen einer kleinen Turnhalle, von dessen Decke die iranische Flagge hing: der Löwe mit einem Schwert vor der aufgehenden Sonne. In einer Ecke ein großer, alter

Schreibtisch und daneben, auf einem Holzgestell, vergilbte Bücher, in die wohl kein Auge mehr blickte. Auf einem zerschlissenen Ledersessel ein Stoß illustrierter Magazine mit Eselsohren und braunen Zigarettenflecken. »Fidel« zog ein Hemd über, quetschte sich in den zweiten Ledersessel und forderte uns auf, auf einer Holzbank an der gegenüberliegenden Wand Platz zu nehmen. Der kühle Steinboden vermittelte einen erstaunlich sauberen Eindruck, und an der Decke drehten drei müde Ventilatoren ihre Runde. »Fidel« redete mit irgendwem übers Telefon und sagte, an Tomy gerichtet, der Kommandant sei noch beschäftigt. Dann zündete er sich eine stinkige Zigarre an, und ich tat dasselbe mit einer Zigarette.

»Mir ist nicht wohl hier«, bemerkte Marc trocken. »Diese Kaserne ist eine Räuberhöhle.« Aus den Fenstern sahen wir einige Soldaten um den Range-Rover herumlümmeln. Ich erhob mich, ging hinaus, »Fidel« ließ es geschehen. Draußen setzte ich mich auf die Treppenstufe, die Soldaten grinsten mich an, berührten aber das Auto nicht. Marc hockte sich neben mich, fragte, was ich von der Situation halte.

»Abwarten«, meinte ich. »Der Kommandant soll ja ein gebildeter Mann aus gutem Hause sein. Zudem haben wir einen Schutzengel unter uns: Tomy.« Marc zweifelte. Wir kehrten in die Halle zurück und fragten Tomy nach seiner Meinung. Der war von der Ehrlichkeit des Kommandanten überzeugt. Auf dem Wandgestell lagen einige Stahlhelme, und ich fragte mich plötzlich, ob diese Dinger nicht wie ein Faradyscher Käfig wirkten und das Eindringen von Tomys »intelligenter Energie« verhinderten. Der winkte beruhigend ab. »Es gibt keinerlei Hindernisse, auch durch vernetzte Materie nicht.« Ich versuchte Tomy klarzumachen, was ein Faradyscher Käfig war und daß

ein Gitternetz aus Metall elektrische Strahlung und Radiowellen abprallen läßt. Tomy meinte, ich sollte mir einen Atomkern in der Größe einer Erbse vorstellen. Die Neutronen und Elektronen, die um den Kern herumrasen, liegen vergleichsweise 100 Meter vom Atomkern entfernt. Ich verstand, was er meinte: Auch materielle Gegenstände bestanden aus riesigen Zwischenräumen.

Nach einer knappen Stunde stand »Fidel« auf. Er hatte sich inzwischen Hosen übergestreift, sein Hemd zurechtgezupft und die Armeemütze unter den Arm geklemmt. Wir folgten ihm ein Stockwerk höher. Er klopfte an eine schwere Türe.

Der Raum war künstlich gekühlt, Vorhänge blockierten das grelle Tageslicht. Links vor einem Fenster lag ein farbenprächtiger persischer Teppich, und darauf stand ein wuchtiger Schreibtisch. Dahinter saß ein hochgewachsener Mann mit perfekt gekämmten, leicht ergrauten Haaren. Er strahlte Ruhe und Überlegenheit aus. Seinen linken Oberarm umgab eine schwarze Trauerbinde. Der Mann mußte kürzlich den Todesfall eines geliebten Menschen beklagt haben. Als er mit der sachlichen Stimme eines Nachrichtensprechers zu reden begann, spürte ich seine Wachsamkeit. Er war nicht herrisch oder kommandierend, und trotzdem ließ die Art, wie er sich ausdrückte, keinen Zweifel daran, daß seine Befehle ausgeführt würden. Zuerst wandte er sich auf Arabisch an Tomy — dann wechselte er ins Englische:

»Ich habe mich in Teheran und über unsere Botschaft in der Schweiz über Sie erkundigt. Unsere Religionswächter sind nicht gerade begeistert über Sie, Mister von Däniken, aber Sie besitzen ein gültiges Visum, und wir werden dafür besorgt sein, daß Ihnen nichts geschieht.

Er bat uns zu einer Polstergruppe, schickte »Fidel«

hinaus und rief ihm noch etwas zu. Tomy übersetzte, unser Auto würde aufgetankt. Ich zog die 600 Dollar aus der Tasche, die ich für den Kommandanten vorbereitet hatte, und legte noch 30 für Cola und Wasser dazu. Die Tankfüllung schenke er uns, meinte der Kommandant großzügig, er möchte eine andere Gegenleistung. Die Hilfe von Tomy.

Ich hatte gewußt, daß da etwas faul war, und fragte zurück, wie er sich diese Hilfe vorstelle. Darüber würden wir uns morgen unterhalten, meinte der Kommandant vielsagend. Wir sollten jetzt nach Zahedan, nur 84 Kilometer von hier, fahren. Die Strecke sei gut und im Hotel *Sahedan-Inn* seien Zimmer für uns reserviert. Ein Jeep würde uns vorausfahren. Der Kommandant erhob sich, schüttelte unsere Hände und rief nach einer Ordonanz. War das alles? Eine Wartestunde für diese kurze Audienz?

Unser Range-Rover stand wieder im Hof, die Scheibenwischer waren zurechtgebogen worden, nur an der Heckscheibe klebte immer noch das improvisierte Wachstuch. Ein kurzer 'Überblick bestätigte: Die Gepäckstücke waren alle da, und die Benzinuhr zeigte einen vollen Tank. Die ersten 30 Kilometer auf der »guten« Straße waren nicht viel besser als der Wüstentrip durch Belutschistan. Es folgten steinige Gebirge, doch schließlich, 50 Kilometer vor Zahedan, wechselte die Wüstenpiste zum Asphaltband. Es war dunkel geworden, als wir in Zahedan einfuhren. Der Ort erschien mir wie ein hingezaubertes Märchen aus 1001 Nacht. Geteerte, saubere Straßen und Plätze, mehrstöckige Häuser, Verkehrsschilder und Lichtreklamen. Dann eine Tafel: TOURISTS WELCOME AT THE SAHEDAN-INN. Der leere Parkplatz signalisierte ein leeres Hotel. Aus einem Spiegel neben der Rezeption

blickte mir ein Erich von Däniken entgegen, den ich noch nie gesehen hatte: weiße Haare und Augenbrauen, Bartstoppeln, ausgetrocknete Gesichtshaut, die an rotes Leder erinnerte, aufgesprungene Lippen und ein vor Dreck und Schweiß steifes Hemd. Marc war totmüde und ging direkt ins Bett. Ich fühlte mich nicht viel besser, doch wollte ich mit Tomy die Zukunft besprechen. Er, 30 Jahre jünger als ich, verkraftete die Strapazen besser. Nach der Dusche fühlte ich mich lebendig und wartete unten in der Halle auf Tomy. Der ließ mich über Telefon wissen, er habe nichts anzuziehen außer den Klamotten von Marc. Ich bat ihn, herunterzukommen, wie er sei, denn ich brauchte sein Arabisch, um einzukaufen. An der Rezeption wechselte ich Geld und erkundigte mich nach offenen Geschäften. Obschon abends halb neun, fanden wir mehrere Läden. Tomy wurde neu ausstaffiert. Er sah gut aus – wie der junge Erich vor 30 Jahren.

An einem sauber gedeckten Tisch mit einer Flasche gekühltem Weißwein der Marke *Omar Khayam* – das war ein persischer Poet gewesen – informierte ich Tomy über meine Bedenken. Was wollten diese Militärs von ihm? Was konnte er überhaupt tun? Was geschah, wenn wir uns weigerten? Ich wußte, daß der iranische Geheimdienst schon zu Zeiten des Schahs als Folterbande bekannt war. Jetzt, unter den Mullahs, ging es genauso weiter. Was taten die, wenn wir nicht gehorchten? Wenn wir versuchten zu flüchten? Konnten wir Marc aus all dem heraushalten? Ihn per Flugzeug aus Teheran nach Hause fliegen lassen? Ich Dummkopf meinte noch, der Kommandant kenne nur meinen und Tomys Namen, doch Tomy belehrte mich, bei der Einreise in den Iran sei Marcs Paß wahrscheinlich registriert worden. Dann schlug ich vor, Tomy sollte den Kommandanten nochmals über-

nehmen und ihm eintrichtern, alles sei nur ein Traum gewesen. Doch Tomy insistierte, er könne nicht lügen. Es war wirklich zum Verrücktwerden! In der Situation fiel mir ein Satz aus dem Lied *Hotel California* von der Gruppe *Eagels* ein: »You can check out any time, but you can never leave!«

Ich weiß heute nicht mehr, mit welch abstrusen Vorschlägen ich Tomy noch bestürmte. Konnte er von seiner Heimatwelt Hilfe holen? War es möglich, daß er sich teilte und zwei Menschen gleichzeitig übernahm? Tomy winkte bei allem ab; für mich besonders frustrierend, weil ich mir einbildete, für alles eine Lösung zu finden und weil Tomy – sozusagen – mein jüngerer Bruder war. Nur gescheiter als ich. Dieser 30 Jahre jüngere und offenbar unendlich ältere Schnösel legte mir schließlich beruhigend seine Hand – oder war das jetzt meine? – auf meine. Dann wollte er die Namen des Staats- und Ministerpräsidenten wissen und auch noch Bilder dazu haben. An der Rezeption heuchelte ich, mich interessiere die iranische Staatsführung und ich bewundere ihr System – das ich in Wirklichkeit zum Teufel wünschte. Der Rezeptionist, immerhin des Englischen mächtig, brachte mir eine Broschüre mit Namen und Bildern. Leider in arabisch – doch dieses Problem löste Tomy. Und ich begann zu ahnen, was er vorhatte.

Anderntags erwachte ich erst um zehn – ich hatte elf Stunden durchgeschlafen. Marc lag am Swimmingpool, und Tomy saß an einem Tisch und studierte iranische Zeitungen. Er konnte das Zeug lesen. Ich beglich unsere Hotelrechnung und verstaute unser Gepäck im Rover. Vor der Einfahrt zum Parkplatz versperrten zwei Autos, derart geparkt, daß kein anderer Wagen daran vorbeikam, den Weg. Am Ende der Straße standen zwei schwere

Motorräder. Der Mann an der Rezeption meinte, für uns sei ein Tisch zum Mittagessen reserviert worden. Den ließ ich mir zeigen. Es war für sieben Personen aufgedeckt.

Über das Hoteltelefon wollte ich meine Frau in der Schweiz zu erreichen versuchen. Nach dem x-ten Versuch klappte es. Ebet freute sich mächtig über mein Lebenszeichen, sagte, daß sie Marcs Eltern informieren wolle, und ich merkte am Echo und einem Schnaufen im Hörer, daß ich angezapft wurde. So erzählte ich nur Banales und schwieg über Tomy. Gegen ein Uhr — langsam wurde ich grantig — fuhren zwei Staatskarossen mit iranischen Standarten vor. Es entstiegen der Kommandant der Kaserne von gestern, aufgeputzt wie zu einem diplomatischen Empfang, wiederum mit einer Trauerbinde am linken Oberarm, und zwei ältere, ernst dreinblickende Herren. Sie wurden mir vorgestellt, aber ich habe mir die arabischen Namen nicht gemerkt. Einer bewegte sich aalglatt wie ein schwuler Tänzer, deshalb nenne ich ihn Ali. Er roch nach billigem Rasierwasser. Der andere erinnerte mich an den ägyptischen Hollywood-Schauspieler Omar Sharif. Stets verständnisvoll lächelnd mit dem liebenswürdigen Gehabe eines Bazarverkäufers. Sein Charme war betörend, der hätte sogar einen Mann verführen können. Der Kommandant, in der Khaki-Uniform eines vier-Sterne-Generals, bat uns zu Tisch. Wir drei — die drei — und ein Platz blieb leer. Es würde noch eine Dame zu uns stoßen, informierte der Kommandant, doch sollten wir nicht darauf warten. Wir hielten unsere Konversation auf englisch. Marc verstand es gut, er war in Kanada aufgewachsen, und auch Tomy ließ keine ernsthaften Probleme erkennen, den Dialogen halbwegs zu folgen. Wir begannen die Runde harmlos über Archäologie im allgemeinen und die grandiose persische Kultur im besonderen. Vier

Kellner und ein Chef umwedelten uns, das waren wohl alle im Haus. Sie fuhren eine ganze Kilodose iranischen Kaviars, serviert auf einem fahrbaren Tischchen mit eingelegten Eiswürfeln, heran. Dazu gab's Kapern, zerhackte Eier, Zwiebelringe, Zitronen, Butter und Toast. Ich konnte Fischeier nie ausstehen, zudem schmeckten sie scheußlich. Doch über Geschmack soll man nicht streiten. Der Höflichkeit wegen nahm ich nur wenig von der teuren Vorspeise und merkte, daß auch Tomy sein Gesicht verzog. Für ihn war es der erste iranische Kaviar in diesem Leben. Marc, der Sohn einer Gastronomiefamilie, hielt tapfer mit.

Als zweiter Gang wurde geräucherter Lachs serviert, wieder mit allem, was dazugehörte. Eigentlich eine perfekte Tafelrunde, nur die Coca-Cola paßte nicht dazu. Von Minute zu Minute fragte ich mich, wann die iranischen Herren endlich die Katze aus dem Sack ließen. Ein teures, exquisites Essen nur wegen Small talk? Ich roch die Gefahr. Marc und Tomy schienen unbekümmert. Endlich – unser Gespräch hatte bereits die Rätsel in der großen Pyramide von Ägypten erreicht – trippelte eine brünette Dame an unseren Tisch. Ihr Gang hatte etwas von einem Mannequin. Alle erhoben sich – nobel, gute Erziehung! –, die zirka 28 Jahre junge Frau mit schulterlangem Haar küßte den Kommandanten und »Omar Sharif«, reichte uns artig die Hände und blieb vor Tomy stehen. »Der ist es«, bemerkte sie und lächelte Tomy an. Sie hatte ein fröhliches Gesicht, leicht schwulstige Lippen und eine feine Nase. Etwas irritierte mich an ihr. War es ihre selbstsichere Art des Auftretens, die Unbekümmertheit, wie sie uns wie Freunde behandelte, war es ihr leichter Körper mit den sachten Hügeln unter der hellblauen Bluse, oder lag es nur daran, daß ich seit Tagen ein hübsches weibli-

ches Wesen vermißte? Der Einklang ihrer Stimme war unüberhörbares Französisch. Unüberhörbar für einen wie mich, der in der französisch-sprechenden Schweiz aufgewachsen war. Tatsächlich stellte sie sich als Chantal vor, und der Kommandant nickte lächelnd dazu. Sie war, so erfuhr ich, in einem Nest südlich von Carcasonne in Frankreich aufgewachsen und arbeitete im Iran als Übersetzerin für eine französische Erdölfirma.

Der dritte Gang – zartes Lammfleisch an einer Weißweinsauce mit Reis und kleinen Erbsen – wurde serviert. Wir redeten über 100 unwichtige und überflüssige Dinge, und mir entging nicht, daß es zwischen Tomy und Chantal zu funken begann. Anschließend befahl der Kommandant dem Chef de Service, uns alleine zu lassen. »Ali« übernahm das Wort:

»Der Bursche hier«, er deutete auf Tomy, »ist das Ihr Sohn?«

»Nein«, antwortete ich gespannt, »mein jüngerer Bruder.«

»Haben Sie in Ihrer Familie alle diese einzigartige Fähigkeit?«, wollte er ganz offen wissen.

»Nun, Tomy ist schon außergewöhnlich. Er sagt uns immer, er sei nicht nur von dieser Welt.« Ich hatte es absichtlich direkt formuliert, der Kommandant wußte es ohnehin.

Schweigen. Dann sagte der Kommandant ohne Umschweife:

»Die beiden Herren sind von der iranischen Staatssicherheit. Ich gehörte früher auch dazu. Madame Chantal ist einem befreundeten Dienst angeschlossen. Unser Auftrag lautet, Sie um Mitarbeit zu bitten.«

Ich hatte nichts anderes erwartet. Nur daß Chantal in ihrem Alter auch schon zu den Spionen zählte, verwirrte

mich. »Ali« meinte, sie könnten uns jede Hilfe angedeihen lassen, die wir benötigten. Der Staat sei in einer gewissen Krise, Terroristengruppen würden von unbekannten Hintermännern dirigiert und finanziert. Sie möchten den Kopf kennen.

»Das müßte Tomy ganz alleine entscheiden«, meinte ich trocken, »und zwar freiwillig.«

Wieder schwieg die Runde, bis »Omar Sharif« mit einem scheinheiligen Lächeln vermerkte, der junge Mann habe keine Papiere und sei illegal im Land. Sie könnten uns aus dem Problem helfen. Er zuckte die Achseln und spreizte die Hände. Jeder wußte, was gemeint war, auch der hellwache Verstand des jungen Marc begriff sofort. Er schaute mich nur an. Die Brüder konnten Tomy und uns jederzeit verhaften. Ganz legal. Chantal legte ihre Hand auf Tomys Arm. Mir dämmerte, daß sie auf Tomy angesetzt war, und der hatte keine Erfahrung mit den Verführungskünsten irdischer Frauen. Die Situation war angespannt. Ich fragte mich, ob Marc nicht dazwischenfunken könnte. Tomy und Marc waren etwa gleich alt – wobei ich bei Tomy nicht ganz sicher war – und beide gutaussehende Burschen. Es war das Vorrecht der Jugend, hübsch zu sein. Wie kamen wir nur aus diesem vertrackten Netz heraus?

»Mein Mitarbeiter«, ich deutete auf Marc, »besitzt ein Visum von der iranischen Botschaft in Bern. Ich werde ihn von Teheran aus heimfliegen lassen.«

»Omar Sharif« zeigte eines seiner entwaffnenden Lächeln: »Er ist Mitwisser.«

Die hatten uns an der Angel. Marc stieß mich unter dem Tisch an. Ich spürte seine Faust am Oberschenkel. Am liebsten würde er die festlich gedeckte Tafel umschmeißen. Schließlich heuchelte ich diplomatisch, ich

hätte großes Verständnis für ihr Anliegen, der Terrorismus sei nicht nur eine iranische Gefahr. Zudem würden die islamischen Terroristen mit ihren Gotteskriegern tagtäglich ihren Allah beleidigen.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Ali lauernd.

»Lesen Sie mal die Sure 2 Vers 118 in Ihrem heiligen Koran. Dort steht, wenn Allah etwas will, so denkt er nur, es sei, und schon geschieht es. Allah ist unendlich, allgegenwärtig und allmächtig. Wenn er etwas wolle, denke er nur, es sei, und dazu braucht er keine irdischen Krieger. Allah zu unterstellen, er sei derart klein und machtlos, daß er die Hilfe von Fanatikern benötige, um etwas zu bewirken, ist eine Beleidigung Allahs.«

»Ali« rieb sich am Kinn, der Kommandant preßte die Lippen aufeinander, »Omar Sharif« lächelte etwas ernster als sonst:

»Eine interessante Betrachtungsweise.«

»So ist es«, bekräftigte ich und bat um etwas Bedenkzeit, ich müßte mit meinem jüngeren Bruder sprechen. Der Kommandant informierte uns, heute Abend beginne der Ramadan, der Fastenmonat. Die gläubigen Muslime dürften von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang nichts essen, nichts trinken und auch nicht rauchen. Dies sei nur nachts gestattet. Wir sollten nicht überrascht sein, wenn nach acht Uhr abends ein ziemlicher Lärm auf den Straßen beginne. Dann beriet er sich mit den beiden Staatssicherheitsoffizieren und Chantal. Der Gestik nach schien mir, daß zwei dafür waren und »Ali« dagegen. Schließlich reichte mir »Ali« eine Visitenkarte. Das arabische Gekritzel konnte ich nicht entziffern, doch die Zahlen der Telefonnummer waren lesbar. Mit ernstem Gesicht bleute er mir ein, wir dürften uns keine Fehler erlauben und beim geringsten Problem, sei es mit Behörden oder anderen

Personen, sollte ich die Nummer auf der Karte anrufen. Man spreche 24 Stunden lang englisch, fügte er stolz dazu. Die brauchen uns!, dachte ich.

Inzwischen war es halb vier Uhr nachmittags geworden, es machte keinen Sinn mehr loszufahren. Wir verabschiedeten uns vom Kommandanten und den Spionageoffizieren mit dem Versprechen, uns im Hotel *Intercontinental* in Teheran wiederzusehen. Wobei ich nicht die geringsten Zweifel hegte, daß irgendeine Abteilung des Geheimdienstes uns ohnehin nie aus den Augen ließ. Ein freier Abend nach den Strapazen war mir gerade recht. Nur Chantal störte mich. Sie hatte beschlossen, noch zu bleiben. Nachdenklich fischte ich das Gepäck wieder aus dem Auto und verlängerte unsere Reservierung für eine weitere Nacht.

Anderntags um acht trafen wir uns zum Frühstück. Chantal erklärte, sie müsse zu ihrer Firma nach Teheran, wir würden uns dort treffen. Sie verabschiedete sich von Tomy mit einem jener Küsse, die man nur gibt, wenn's passiert ist. Draußen stand ein Wagen mit Fahrer und getönten Scheiben. Sie könnte – meinte sie noch – ohnehin nicht mit uns oder gar alleine fahren. Dies sei für Frauen unmöglich, erst recht im Ramadan. Zurück am Frühstückstisch frotzelte ich:

»Na, junger Bruder, wie war's ?«

»Herrliche Lust für den Körper«, lächelte Tomy, »aber die Erfahrung reicht.«

»W-a-s?«, mischte sich Marc dazwischen. »Du willst es nicht wieder tun?«

»Vermutlich nicht, es sei denn, diese biologische Masse«, Tomy deutete wie angewidert auf sich, »verlange das.«

Marc schüttelte den Kopf und lachte. Dann ergriff er Tomys Hände, und ich registrierte, daß er ihn seit seiner

Entstehung zum ersten Male berührte. »Darauf kannst Du Dich verlassen. Ganz sicher!«, erwiderte Marc mit leuchtenden Augen.

Wir fuhren Richtung Kerman, einer Stadt in 1716 Metern Höhe am Rande der Wüste Lut. Unterwegs berichtete Tomy ganz unbefangen, wie ihn Chantal verführt habe. So genau wollten wir es eigentlich gar nicht wissen. Sie habe ihn nach seiner Vergangenheit ausgefragt, und er habe gesagt, was er wisse. Doch sie habe ständig gekichert. Auch habe sie sich nach seinem Nachnamen erkundigt, und er habe geantwortet, daß er keinen habe und nur Tomy heiße. Dies habe sie ihm sowenig geglaubt wie seine Entstehung. Nur das mit der speziellen Fähigkeit, anderen Menschen seinen Willen aufzuzwingen, habe sie ernstgenommen und etwas von PSI-Kräften geschwafelt. Nach dem Akt habe er ihr von seiner Heimatwelt erzählen wollen, doch sie habe ihn liebkost und einen »dummen Jungen mit viel Phantasie« genannt. Sie habe ihm geraten, er müsse mit beiden Beinen auf dem Boden stehen, sonst würde er umkommen. »Sind alle Frauen so?«, wollte Tomy wissen. Marc meinte nein – ich meine ja. Während der langen Fahrt wollte Marc auch wissen, ob Tomy in seiner Heimatwelt etwas besonderes sei, vielleicht reich oder angesehen, und überhaupt, was er beruflich mache. Wie es dort aussehe und ob sie auch Verkehrs- und Umweltschutzprobleme hätten. Welch politisches System sie bevorzugten und wie die Liebe funktioniere. Ob es Kriege gebe und Verteilungskämpfe, was für Kleidung sie trügen und welche Waffensysteme sie entwickelt hätten.

Die Ernüchterung war riesengroß. Auf Tomys Welt gab es nichts von alledem, was Marc erfragt hatte. Weder Liebe noch Sex, weder Waffen noch Verkehrssysteme,

weder Politik noch Kleidung. Tomys Heimatwelt war ein Ort der Körperlosen. Die einzigen Lebensformen seien die »intelligenten Energien«.

»Es gibt Dich also gar nicht?«, fragte Marc ungläubig.

»Natürlich gibt es uns, auch individuell. Wir sind alles Persönlichkeiten – aber ohne Körper.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, sinnierte Marc laut. »Man muß doch geboren werden und stirbt irgendwann. Dazwischen ist ein Leben voller Aufregungen. Woher kommt denn Eure >intelligente Energie<?«

Bevor Tomy, der am Steuer saß, auf Marcs Fragenkatalog eingehen konnte, versperrten Fässer die Fahrbahn. Mehrere Polizeiautos und ein Mannschaftsbus flankierten die Straßenränder. Autos aller Kategorien, vom Laster bis zum Jeep, standen mit offenen Kofferraumtüren in zwei Schlangen, überall gestikulierende Fahrer und in den Wagen schweigende Damen. Vermummt. Es schien sich um eine gründliche Kontrolle zu handeln, denn die Männer mußten ihre Autos ausräumen und verschnürte Pakete öffnen. Aufgeregt suchte ich nach unseren Pässen und nach irgend etwas anderem für Tomy, das wie ein Dokument aussah. Schließlich nahmen wir Marcs Führerschein. Auf einem Kleinlaster hockten zwei schwarz uniformierte Typen mit Maschinenpistolen. Dahinter, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, dasselbe nochmals. Es dauerte zehn Minuten, bis wir an die Reihe kamen. Ein junger Offizier mit lausigen Englischkenntnissen verlangte unsere Reisedokumente. Ich zeigte ihm zuerst nur meinen Paß und wiederholte mehrmals, wir seien Touristen. »We are Tourists!« Damals waren Schweizer Pässe in den vier Landesprachen der Schweiz bedruckt. Deutsch, Französisch, Italienisch und Romanisch. Der Offizier schien keine davon zu verstehen. Er blätterte, stieß auf das Vi-

sum mit Schriftzügen und einer eingeklebten Marke in seiner Sprache. Ohne meinen Paß aus der Hand zu geben, wies er auf Marc, der hinter dem Fahrersitz auf einer Kiste hockte. Marc tat, als suche er etwas, und streckte dem Offizier den Führerschein hin. Der runzelte die Stirne, schüttelte den Kopf und fragte: »Your Visa?« Mir schwante übles. Marc gab ihm seinen Paß – der nächste war wohl Tomy. Plötzlich ein Pfiff aus einer Trillerpfeife. Irgendwoher wurde etwas gerufen. Unser Offizier schritt auf einen dunklen Mercedes zu, unsere Pässe und Marcs Führerschein schien er nicht mehr hergeben zu wollen. Er klemmte sie wie eine Trophäe fest zwischen den Fingern. Wir hätten ohnehin nicht losfahren können, denn die Kolonne vor und hinter uns ließ keinen Spielraum, um auszuscheren. Zudem waren da noch die Soldaten mit den Maschinenpistolen. Oh Gott, was würde rauskommen, wenn die den Rover zerpflückten und unsere Pistole fanden? Ich entsann mich an die Visitenkarte von »Ali«, suchte sie in sämtlichen Taschen. Sie war nicht zu finden, und ich begann aus allen Poren zu schwitzen. Konnte Tomy uns helfen?

Da schritt der Offizier mit einem sehr ernsten Gesichtsausdruck wieder auf unseren Wagen zu. Er drückte mir die Pässe und Marcs Führerschein in die Hände, brüllte einige Kommandos, und der Kleinlaster vor uns setzte sich einen halben Meter in Bewegung. Dann wedelte der Offizier wie ein Verkehrspolizist mit den Armen. Tomy begriff, kurvte aus der Kolonne heraus. Ich sah noch, wie der Offizier mit einem strammen militärischen Gruß salutierte. Uns dreien war klar, was geschehen war. Irgendwo in der Kolonne lauerten unsere Bewacher. Die mußten mit der Zentrale in Verbindung stehen. Der iranische Geheimdienst funktionierte.

Nach anderthalb Stunden erreichten wir das Städtchen Na'in oder so ähnlich. Es war unnötig, sich den Namen des Kaffs zu merken, denn es gab nur ein Hotel mit dem altbekannten Namen *Machmud.* Tomy fuhr den Wagen in einen von einer Lehmmauer umzäunten Hof. Ich blätterte 25 Dollar im Voraus auf den Tresen der Rezeption, die eher den Eindruck eines Sauladens hinterließ. Schmuddelig, dreckig mit Lumpen belegt und von einem ekligen, süßen Duft behangen. Ein schweigender, bärtiger Mann stapfte vor uns eine dunkle Holztreppe hinauf und schob uns in einen Raum, in dem schätzungsweise acht übelriechende Gestalten auf Pritschen schnarchten. Der widerliche Eindruck brachte meine Lebensgeister zurück. Wütend und laut auf englisch und schweizerdeutsch schimpfend – es war besser, der Bärtige verstand dies nicht – verlangte ich ein anderes Zimmer und knallte nochmals zehn Dollar vor seine Nase. Er sprach kein Wort – Ramadan – und führte uns in einen anderen Raum. Dort standen nur vier Pritschen. Unbevölkert. Da es nach Urin roch, die Wolldecken stanken und diese vermutlich verlaust waren, kehrten wir ins Auto zurück und versuchten, einige Stunden auf Sitzen und Gepäck zu schlafen.

Kaum eingenickt, begann ein Lärm, der aus allen Fenstern und Türen dröhnte. Neonlicht erhellte den Platz, dazu Gerede und Gelächter, und irgendwo dudelte eine Blasmusik in schauderhaften Disharmonien. Ramadan. Nicht auszuhalten. Ich ermunterte meine Begleiter weiterzudösen und kurvte auf die Asphaltpiste Richtung Teheran. 580 Kilometer lagen vor uns, immerhin auf guten Straßen. Gegen 16 Uhr rollte ich in die Tiefgarage des Hotels *Intercontinental.* Als ich am Empfang eine Kreditkarte vorwies und nach meinem Paß kramte, gestikulierte der junge Rezeptionist in irgendeine Ecke, und also-

gleich tauchte ein Vizemanager auf und begrüßte uns überfreundlich mit Handschlag. Sie seien sehr stolz, uns als Gäste empfangen zu dürfen, versicherte er. Die Formalitäten seien überflüssig. Er winkte einen Knaben in Pagenuniform heran, der unser Gepäck auf Zimmer 500 bis 504 transportierte. Der Manager ließ sich nicht abwimmeln und eskortierte uns persönlich.

Zimmer 500 entpuppte sich als präsidiale Suite mit den Schlafzimmern 501 bis 504, alle untereinander verbunden. In jedem Raum standen Früchte, französischer Champagner in Eiskübeln und Betten in der Breite für eine Girl Group. Die Eisschränke waren prall gefüllt, nicht nur mit Säften und Softdrinks, sondern auch mit Schnäpsen der großen Marken. Und das, dachte ich, im Land der Ajatollahs, in dem Alkohol verboten war, und dann auch noch im Fastenmonat Ramadan. Im Wohnraum ein ovaler Konferenztisch mit acht Ledersesseln, eine Polstergruppe und ein wuchtiger Eichenschreibtisch, gediegen genug für jeden Staatspräsidenten. Marc pfiff laut und wälzte sich kichernd auf einem Bett. Der Luxus mußte ein kleines Vermögen kosten. Solange es nicht auf meine Rechnung ging, konnte es mir egal sein.

Längst hatte ich mit Tomy das weitere Vorgehen besprochen. Ich hatte ihn über die Gemeinheiten der terroristischen Mörderbanden informiert, und Tomy zeigte sich interessiert, diese Sparte der menschlichen Gesellschaft kennenzulernen.

»Hast Du keine Angst, daß Dir etwas zustoßen kann?«

»Meine Lebensform kennt diesen Zustand nicht«, erwiderte er gelassen.

»Und was geschieht, wenn man Dich umbringt, überraschend abknallt oder vergiftet ?«

»Dann springe in ich Dich, Erich, wenn's sein muß, in

Marc, und wenn keiner von Euch zur Verfügung steht, in irgendeinen anderen.« Marc nahm Tomys Wangen zwischen seine Hände und beteuerte, ihn sofort hineinzulassen. Mit fiel die Szene nach Tomys Entstehung ein, als Marc ihm den Büchsenöffner vor die Füße geschmissen hatte und Tomy konstatierte: »Der mag mich nicht.« Das schien sich geändert zu haben, Gott sei Dank. Tomy meinte verständnisvoll, es sei für uns leichter und würde ohne Panik und Herzrasen ablaufen, wenn wir unser Ego auf eine friedvolle Übernahme vorbereiteten.

»Wie?«, fragte Marc.

»Leg Dich auf's Bett.« Marc tat wie geheißen und räkelte sich mitsamt Schuhen auf der schweren Überzugsdecke. Tomy setzte sich daneben, bat, Marc möge noch etwas zur Seite rücken, und fragte, ob er ihn berühren dürfe. »Blöde Frage!«, meinte Marc. »Mach schon!« Wie eine Liebkosung berührte Tomy mit der Rückseite der linken Finger Marcs rechte Schläfe. Ich hockte an der unteren Bettkante und sah, wie Tomy plötzlich erblaßte, das Blut in seinem Körper schien stillzustehen. Marc stieß einige abgehackte Seufzer aus wie äh ... äh ... äh ... oohh und Tomys Körper kippte neben Marc. Der grinste und sagte verdutzt: »Es hat geklappt, er ist drin. Phantastisch! Unfaßbar!« Marc schien wie umgewandelt, völlig begeistert.

Obschon mir der Vorgang bekannt war, erstaunte und verblüffte er mich. Vor meinen Augen geschah Übernatürliches. Eine Hypnosenummer war lächerlich dagegen. Spontan berührte ich die Wangen der beiden. Tomy fühlte sich kalt und feucht an, Marc ganz normal.

»Mit wem rede ich denn jetzt?«

»Mit mir«, antwortete Marcs heisere Stimme, und er lachte schelmisch dazu. »Mit mir auch«, echote dieselbe

Stimme nochmals. Zwei Bewußtseine bewohnten denselben Körper, ohne schizophren zu sein. »Komm wieder zurück«, sagte ich an Marc gerichtet und meinte Tomy. Marc rutschte an die Kopfkante des großen Bettes und lehnte seinen Rücken daran. Das Spiel schien ihm Spaß zu machen. Tomys käsige Haut bekam wieder Farbe. Er schnaufte einige Male, bewegte seine Glieder und setzte sich auf den Bettrand. Die beiden schauten sich an und fingen laut an zu lachen. Dann umarmten sie sich wie kleine Kinder und lachten weiter, hüpften vom Bett und tanzten auf dem Teppichboden herum. Ich war sehr, sehr beruhigt. Die beiden hatten sich gefunden. Doch welche Gemeinheiten kamen vom Geheimdienst auf uns zu? Das bisher Erlebte konnte nicht alles gewesen sein.

Wir schliefen drei Stunden, machten uns sauber und bestellten an einer der Hotelbars drei Gläser Weißwein. »No Alcohol!«, winkte der Barkeeper ab, »Ramadan.« Später setzte sich ein elegant gekleideter Herr neben mich. Dunkles Sakko, weißes Hemd mit grün-gelber Krawatte, hellgraue Hosen. Er sei vom Dienst, sagte er ohne Umschweife, und wir würden morgen um zehn Uhr abgeholt. »Alle drei?«, erkundigte ich mich. »Alle drei!«, bestätigte er. »Wohin ?«, wollte ich noch wissen, doch der Elegante zuckte nur mit den Schultern.

Man brachte uns in ein villaähnliches Gebäude mitten in einem Park. Vermutlich eine Anlage des früheren Schahs. Dort trafen wir auf »Omar Sharif«, »Ali« und drei weitere, stur und unfreundlich dreinblickende Herren. Sie wurden vorgestellt, die Namen vergaß ich wieder. Einer blätterte einen Stoß Schwarz-Weiß-Fotos mit Männergesichtern auf den Tisch und wollte von mir wissen, wie das Vorgehen sei. Ich erwiderte, Tomy brauche Landschafts-

bilder über den gegenwärtigen Aufenthalt der Männer, wenn möglich, noch Bilder des Hauses und die Richtung des Zielobjekts. Das ganze Experiment – ich benutzte das Wort absichtlich – könne nur in unserer Gegenwart stattfinden. Wir brauchten ein breites Bett wie in unserem Hotel, denn wir müßten uns während des Experimentes berühren. Körperkontakt. Für diese Notlüge strafte mich Tomy mit einem mitleidigen, kaum erkennbaren Kopfschütteln.

Weil die Geheimdienstler die verlangten Bilder nicht zur Hand hatten, beschloß die Runde, sich in zwei Tagen wieder zu treffen. Ich schlug unser Hotel vor – die anderen hatten nichts dagegen. »Da ist noch etwas«, wandte ich mich an »Omar Sharif«. »Wir brauchen einen Reisepaß für Tomy.« Nach kurzem Palaver auf arabisch fragte »Omar«: »Einen iranischen?« »Im Notfall ja«, erwiderte ich, »doch ein Schweizer Paß wäre mir lieber.« Erneutes Palaver, dann, mit seinem Grinsen, als ob er noch in sich hineingrinse:

»Wir haben sehr gute Beziehungen zur Schweiz. Ihr Land vertritt seit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen auch die Dienste für die USA. Wir werden sehen, was sich machen läßt.«

Nach einer Stadtrundfahrt und dem Besuch des iranischen Nationalmuseums erwartete uns in der Lobby ein Herr Walter Schnebeli von der Schweizer Botschaft. Er mochte 40 Jahre alt sein, sportlich, sehr zuvorkommend. Aus seinem schwarzen Lederköfferchen überreichte er mir ein Formular: Antrag auf einen Ersatz-Reisepaß, las ich in der Überschrift.

»Ärgerlich«, meinte Herr Schnebeli, »was dem jungen Herrn passiert ist. Er ist doch Ihr Sohn?« Ich korrigierte auf den »jüngsten Bruder«, was ja noch einigermaßen

stimmte – Tomy biß die Lippen zusammen –, und begann, das Formular auszufüllen. Bei »Geburtsdatum« zählte ich zehn Tage zu meinem. Anstatt 14. April nahm ich den 24., wie Tomy nach seiner Entstehung gesagt hatte, und als Geburtsjahr zählte ich 22 Jahre zu meinem eigenen Geburtsjahr 1935 dazu, also 1957. In die Sparte »Geburtsort« schrieb ich »Zofingen« und dachte, diese Lüge könnte schon morgen platzen, denn die Schweizer Behörden würden daheim rasch feststellen, daß am 24. April 1957 in Zofingen kein Anton von Däniken geboren worden war. Die Größe und das Gewicht schätzte ich, und den Rest konnte ich an Tomy abgucken: braune Haare, braune Augen und als besonderes Kennzeichen ein Muttermal auf dem linken Handrücken. Ich überreichte Herrn Schnebeli das Formular, und er meinte, wie klein doch die Welt sei, denn er sei im Nachbarort Oftringen geboren. Himmel hilf! Hoffentlich befragte er Tomy nicht nach seiner Jugendzeit.

»Und jetzt noch vier Fotos.« Herr Schnebeli sagte es im freundlichen Tonfall eines hilfsbereiten Beamten. »Ihr könntet Zwillinge sein«, fügte er noch hinzu, und Tomy lächelte. »Nur der Altersunterschied und die Zähne unterscheiden Euch.« Der Mann hatte einen guten Blick. Tomy zeigte seine Vorderzähne. Herr Schnebeli brachte uns zu einem Fotogeschäft gleich um die Ecke. Nach den Schnellbildern übergab er uns noch einen arabischen Brief mit dem iranischen Staatswappen und zwei Stempeln drauf. Zwei der Fotos würden wir im Innenministerium für das Ausreisevisa benötigen, meinte er hilfsbereit, aber erst, wenn wir den Paß hätten.

Nachdem Herr Schnebeli gegangen war, fragte ich Tomy, was auf dem arabischen Brief stehe. Es handelte sich um eine offizielle Bestätigung, daß der Reisepaß von

Anton von Däniken im Hotel *Sahedan-Inn* in Zahedan gestohlen worden sei. Es wurde gelogen, so weit der Verstand reichte.

Am darauffolgenden Tag geschah das Unvermeidliche. Vier Geheimdienstmänner und eine bekannte Dame – Chantal – betraten unsere Suite. »Ali« und »Omar« gehörten dazu, die zwei anderen waren neu. Einer wurde als Arzt vorgestellt. Zuerst legten sie das Bild eines bärtigen Mannes auf den Tisch, dann die Luftaufnahme einer Stadt, die Nahaufnahme eines Hauses und eine geographische Karte 1 zu 5000 mit einem Pfeil über einem Haus. Tomy blickte derart kurz auf die Bilder, als ginge ihn das gar nichts an. Dann machte er es sich auf seinem breiten Bett bequem, Marc daneben, und ich kniete davor. Wir hielten Händchen, was Tomy mit einem Blick quittierte, der ausdrückte: Ihr seid total bekloppt. Wenige Sekunden später war er weg. Der Arzt konstatierte den sehr schwachen Puls und die Veränderungen der Durchblutung. Er leuchtete mit einem kleinen Lämpchen in Tomys Pupillen. Chantal atmete laut und schwer, sie glotzte ununterbrochen auf Tomys Körper, mir schien, ihre Pupillen würden aus den Augen quellen, Schweiß rann über ihre Stirne, und die umstehenden Männer starrten wie hypnotisiert auf den blassen Körper von Tomy.

Drei Minuten später war er wieder da. Marc und ich hatten das Spiel schon erlebt, die anderen hielten den Atem an. Aber was war nur mit Chantal los? Überstürzt wandte sich ab und schloß sich in der Toilette ein. Tomy reckte die Glieder, setzte sich auf und sagte etwas auf arabisch. Jetzt hielten w-i-r den Atem an. Die Geheimdienst-Runde begann durcheinander zu reden, und ich wollte von Tomy wissen, was er denen mitgeteilt habe.

»Ach, nichts besonderes. Den Namen des Mannes, den

ich besuchte«, antwortete er, als sei es die banalste Sache der Welt, »seinen Beruf, die Familienverhältnisse und daß er mit Terroristen nichts am Hut hat.«

»Incroiable!«, entfuhr es Chantal, die wieder aufgetaucht war und sich offensichtlich beherrschte. Sie beugte sich zu Tomy und wollte ihn küssen. Der entwand sich mit einer schnellen Körperdrehung. »Er ist zu erschöpft«, sagte ich in Richtung Chantal, und Tomy blickte mir von unten herauf in die Augen. Lüge!, signalisierte er. Später erfuhr ich, daß ihn das Prozedere überhaupt nicht ermüdete. Er fand es interessant, die unterschiedlichen Charaktere mehrerer Menschen kennenzulernen. Das sollte sich noch ändern.

Beim sechsten Versuch, nachdem Tomy wieder seinen arabischen Vers heruntergeplappert hatte, rannte Ali zum Telefonhörer. Die Geheimdienst-Runde mitsamt Chantal schrie laut durcheinander. Dann verließen sie panikartig die Suite, nicht ohne vorher ihre Unterlagen mitgerafft zu haben.

»Was war denn das?«, wollte Marc mit einem langgezogenen d-a-s wissen.

»Ein bekannter, höherer Religionsführer«, antwortete Tomy, und jetzt hatte ich das Gefühl, er wirke ermüdet. »Ein Typ, derart geladen mit Falschheit und Lüge, daß ich in diesem Körper kotzen könnte!« Er blickte hilfesuchend zu uns: »Was seid Ihr für schreckliche Wesen? Erich, gibt es viele davon?«

Ich mochte Tomy nicht anlügen, er hätte es ohnehin gemerkt und wäre sehr enttäuscht gewesen. Vielleicht hätte er uns sogar verlassen. So erzählte ich einiges über die Lügen in der Politik, der Religion und selbst der Wissenschaft. Marc erfaßte die Situation und begann, eine Flasche Champagner zu entkorken:

»Das tut diesem Körper gut.« Es tat uns sehr gut. Auch die dritte Flasche.

Während wir genüßlich den Champagner kredenzten, versuchte ich, Tomy über unsere Lügengesellschaft aufzuklären. Ich erwähnte, eine kleine Lüge sei hier oft harmloser als die nackte Wahrheit. Die Wahrheit könne Menschen kränken und Schmerzen verursachen. Ich bemühte mich, ihm die Unterschiede zwischen der kalten Wahrheit, der verletzenden Wahrheit und einer Notlüge klarzumachen. Wollte ihm beibringen, weshalb eine Notlüge schonungsvoller sei als die brutale Wahrheit, daß man auch mit Gesten und der Mimik lügen konnte, ohne eine Lüge auszusprechen. Ich wollte ihm die Erwachsenenlügen vom Weihnachtsmann, dem Osterhasen und dem Storch erklären, doch da winkte er ab. Das kannte er aus meinem Gedächtnis. Tomy wirkte resigniert und enttäuscht.

Irgendwann rief Chantal an. Sie wollte zu Tomy. Doch der wünschte es nicht und bat, ihn alleine zu lassen. Ich machte mir Sorgen um Tomy. Anderntags schien die Krise vorbei. Weil die Geheimdienstler uns in Ruhe ließen, besuchten wir Teheran auf eigene Faust. Der Range-Rover blieb in der Hotelgarage. Wir hielten ein Taxi an. Alle 100 Meter standen Menschengruppen am Straßenrand, die dem Taxifahrer etwas zuriefen. Dann quetschte sich ein breitschultriger Iraner mit einer vermummten Frau in einem langen schwarzen Körperschleier neben uns auf den Hintersitz. Nach weiteren 200 Metern gesellte sich ein Student auf den schmalen Mittelsitz zwischen dem Fahrer und mir. Meine Proteste, ich hätte das Taxi für uns alleine gemietet, prallten ungerührt am Fahrer ab. Er verstand mich nicht. Der Student klärte uns auf: Die Menschen an den Straßenrändern rufen dem Taxi ihre Ziel-

richtung zu. Wann immer Platz in der betreffenden Fahrtrichtung sei, müsse der Fahrer die Leute mitnehmen. Taxifahrten mit nur einem oder zwei Passagieren seien nicht zulässig. Und das im Lande der Ölquellen. Die Stadt gefiel mir nicht. Sie war zu lärmig, zu schmutzig und zu heiß. Dazu nur vermummte Damen. Schauderhaft! Also zurück ins Hotel. Ich entsann mich an die kaputte Heckscheibe an unserem Auto. Der Concierge suchte die Adresse der *British-Leyland-Vertretung.* Als ich den Wagen aus der Hotelgarage fuhr, folgte uns ein anderer. Wie hätte ich nur denken können, daß der Geheimdienst uns aus den Augen ließ?

Am darauffolgenden Tag gab es wieder eine »Sitzung« in unserer Suite. Diesmal waren zwei weitere Personen des »Dienstes« anwesend. Unter sechs Gesichtern landete Tomy erneut einen Treffer. Die Aufregung unter den Herren vom Dienst war unbeschreiblich. Ich nahm »Omar« zur Seite und machte ihm klar, Tomy sei am Ende seiner Kräfte, und wir wollten weiterfahren. Zudem, fügte ich ernst hinzu, würde das Ganze zu einen, Gefahr für uns. Er, »Omar«, bringe immer neue Leute, und der Kreis der Mitwisser werde stets größer. »Was passiert, wenn unter Euch ein faules Ei liegt?« Mit seinem ewigen Grinsen meinte »Omar«, das sei unmöglich, denn nur die Besten seien informiert. »Und was war mit dem Ayatollah?«, bohrte ich. »Und dem saudi-arabischen Ölhändler von vorhin?« »Omar« wiegte den Kopf und versprach, mein Anliegen im Dienst zu behandeln. »Aber in unserem Sinne«, drängte ich. »Ein toter Tomy nützt Euch nichts, und wir sollten die hervorragenden Beziehungen zwischen der Schweiz und dem Iran nicht zerstören. Zudem«, legte ich noch ein Zückerchen drauf, »wir

würden Ihnen wieder helfen, wenn es gegen Mörderbanden geht. Die bisherigen Erkenntnisse haben doch das Netz schon auffliegen lassen. Oder?« »Omar« wiegte den Kopf und grinste wie immer. Es sollte wohl »Verständnis« signalisieren. Und während ich glaubte, gut verhandelt zu haben, benahm ich mich in Wirklichkeit in den Augen der ausgebufften Geheimdienstleute wie ein unerfahrener Trottel. Aber das merkte ich erst viel, viel später.

Am Abend brachte Herr Schnebeli Tomys Reisepaß. Wenn der gewußt hätte, daß seine Botschaft eben den ersten Reisepaß für einen Außerirdischen ausgestellt hatte, die wären übergeschnappt.

Am nächsten Tag kam Chantal und bat Tomy, noch drei Personen überprüfen zu dürfen, dann könnten wir gehen. Ich gab ihr Tomys neuen Reisepaß und erklärte, wir würden nur mitspielen, wenn »der Dienst« uns ein sauberes Ausreisevisum besorge. »Ohne Tricks bitte. Denke an Tomy!«

Alles klappte unerwartet gut. Schon drei Stunden später hatte Tomy sein Ausreisevisum im Paß. Vier Männer vom Dienst standen wieder um Tomys Bett herum, Marc, Tomy und ich hielten Händchen, und ich hoffte inbrünstig, die andere Seite möge glauben, ohne unser Händchenhalten funktioniere Tomys Fähigkeit nicht. Es gab keinen Treffer. Am Ende der Sitzung stellte sich einer der vier als Physiker vor. Er hätte nur eine Bitte, ein physikalischer Versuch sozusagen. Er möchte, daß Tomy ihn übernehme. Allerdings unter erschwerten Bedingungen. Tomy hob die Schultern und antwortete, es gebe keine erschwerten Bedingungen. Doch der Physiker glaubte ihm nicht. Aus seinem Köfferchen holte er ein feinmaschiges Drahtnetz, bog es zurecht und stülpte es sich über den Kopf bis

über die Ohren und die Nase. Ich flüsterte Tomy zu, er solle den Physiker zur Strafe einige Male um den Konferenztisch herumjagen. Das Spiel wiederholte sich. Marc und ich händchenhaltend mit Tomy auf dem Bett, der Physiker nahm auf einem Ledersessel am ovalen Tisch Platz. Als Tomy seine Farbe verlor, begann der Physiker zu schreien. Dann erhob er sich und rannte fünfmal um den Tisch herum. Seine Begleitung flüchtete erschrocken zur Seite. Der Physiker, der sein Drahtgitter wie eine verlängerte Dornenkrone führte, torkelte zu uns ins Schlafzimmer, und seine eigene Stimme sagte: »Ich bin überwältigt. Das reicht.«

Tomy kehrte in seinen Körper zurück, und wir setzten uns alle an den Konferenztisch. Der Physiker tupfte seinen Schweiß vom Gesicht und dozierte, Tomys Fähigkeit sei unheimlich und müßte wissenschaftlich untersucht werden. Er mache uns ein Angebot von einer Million Dollar pro Jahr plus einer phantastischen geräumigen Villa mit dem gesamten Personal. Weiter könne er unter gar keinen Umständen gehen. Ein derartiges Talent wie Tomy habe die Pflicht, sich der Wissenschaft zur Verfügung zu stellen. Als wir nicht auf das Angebot eingingen und darauf bestanden, nach Hause zu fahren, begann »Ali« ganz unverhohlen zu drohen. Tomys Fähigkeit sei auch eine Gefahr für den Staat, denn er könnte ja von der anderen Seite bestochen werden und überlaufen.

Tomy würde wütend. Ich auch. Ob dies nun der Dank für unsere Hilfe sei, fragte ich Chantal, die verlegen zur Seite blickte. Tomy fügte hinzu:

»Mit meiner Fähigkeit tue ich, was ich will, und keine Macht der Erde kann dies verhindern. Aber meine Fähigkeit wird niemals für Lug und Mord eingesetzt. Und jetzt laßt uns dieses unerfreuliche Gespräch beenden!«

Ali und der Physiker versuchten nochmals, uns zu beeinflussen, Chantal wirkte vermittelnd. Tomy wechselte in sein Schlafzimmer und schloß die Türe. Mit dem Versprechen, in Verbindung zu bleiben, wurde ich die Bande schließlich los. Tomy lag auf seinem Bett, die Hände hinter den Kopf gelegt, und starrte zur Decke. Ich setzte mich zu ihm.

»Ich sollte gehen«, sagte Tomy und blickte mir in die Augen. »Aber ich kann Euch in dieser Situation, in die Ihr durch mich gekommen seid, nicht alleine lassen.«

»Danke«, entgegnete ich. »Ich habe mir die Begegnung mit einem Außerirdischen gewünscht und sie mir ganz anders vorgestellt. Jetzt bist Du da, und bevor Du heimkehrst, möchte ich noch viel mehr über Euch und Deine Welt wissen. Ich bin Schriftsteller, und meine Neugier ist groß. «

»Meine auch«, lächelte Tomy und drückte meine Hand. Er meinte, wir sollten früh schlafen gehen und morgen beizeiten aufstehen.

Vor dem Einschlafen wollte ich wissen, was uns die Geheimdienstler noch antun könnten. »Nichts«, entgegnete Tomy niedergeschlagen. »Ich müßte nur ihren Chef übernehmen! «

Nach dem Frühstück um sieben bepackten wir unseren sauber gewaschenen und reparierten Rover. Ich gab die Zimmerschlüssel ab und hoffte, daß uns keine Rechnung vorgelegt würde.

Von Teheran aus fuhren wir auf perfekt ausgebauten Straßen über Qazvin, Zanjan, Tabriz in Richtung türkischer Grenze. Wir wurden nicht verfolgt. Am iranisch-türkischen Zoll von Barzangan gab es eine kilometerlange Schlange von Lastern und anderen Fahrzeugen. Ein deut-

scher Fahrer mit nacktem Oberkörper und einer Cola-Dose in der Hand schimpfte, hier verliere man jedes Mal bis zu 15 Stunden. Nicht gerade erheitert über diese Mitteilung kurvte ich an der endlosen Kolonne vorbei die Zick-Zack-Straße hinauf zum Zollhaus. Ein Uniformierter winkte uns barsch zu sich. Resolut fuchtelte ich mit den roten Schweizerpässen, als ob es diplomatische Pässe wären. Der Uniformierte geleitete mich an einen Schreibtisch zu einem älteren Herrn, dessen Stirnrunzeln aussahen wie ein brauner Würstchengrill. Er blätterte in den Dokumenten, bis er auf Tomys Ausreisevisum stieß. Sein Blick wurde freundlicher, ehrfürchtiger. Rasch stempelte er unsere Pässe ab und wünschte gute Fahrt. Auf der türkischen Seite des Schlagbaumes fühlten wir uns frei ...

AUFSCHNAUFEN

Der Papierkorb in meiner Suite im *Souvretta-House* in St. Moritz war vollgestopft mit Zettelchen, Briefpapier und Computerausdrucken. Vier Nachmittage und drei Nächte lang hatte ich geschrieben, telefoniert, Notizen hingekritzelt und weitergetippt. Ich hatte Marc angeboten, einige Tage in diesem noblen Haus Ferien zu machen, wir müßten dann weniger telefonieren. Marc war einer dieser Bergburschen, die schon als Kleinkinder auf die Skipiste gestellt wurden. Heute fuhr er wie ein Rennfahrer, und St. Moritz mit seinen herrlichen Pisten war eine Verführung für Marc. Er hatte meine Einladung angenommen, und ich erwartete ihn für den Abend. Wenn ich zu meinem linken Fenster hinausschaue, sehe ich hinter verschneiten Tannenbäumen die graue Villa des Schahs von Persien. Sie war extra für ihn gebaut worden, und jahrelang war er mit seiner Familie nach St. Moritz in Urlaub gekommen. Mario, der Barkeeper, hatte mir berichtet, der Schah sei mit großer Entourage aufgetaucht. Mit Offizieren, Leibgarde, Köchen, Zimmermädchen und was alles dazugehörte. Die Offiziere seien oft in seiner Bar abgesoffen, nur der Schah persönlich sei nie aufgetaucht. »Er war zwar im Hotel – mehrmals –, aber nie in meiner Bar!«, beteuerte er. Dann hatten die religiösen Fanatiker den Schah aus seinem Kaiserreich vertrieben, ein trauriges Kapitel in der persischen Geschichte, und die westliche Welt hatte sich geweigert, dem kranken

Schah von Persien Asyl zu gewähren. Schiß vor den Mullahs. Nicht mal die starken USA hatten ihn aufgenommen. Feige westliche Welt, dachte ich. Sonst schwätzten diese Politiker ständig von »humanitären Gründen«. Den kranken Schah von Persien, der weiß Gott kein Heiliger war und trotzdem viel für sein Land getan hatte, ließ man im ägyptischen Exil erbärmlich sterben.

Schon vor Monaten, hinter dem türkischen Schlagbaum, hatte ich mir dieselben Fragen gestellt, die ich mir später wieder und wieder stellte. Obschon ich die Antworten wußte, kamen sie auch jetzt, in meiner gediegenen Suite in St. Moritz, wieder hoch. Warum nur hatten wir für den iranischen Geheimdienst gearbeitet? Weshalb hatten die uns so ohne weiteres ziehen lassen? Übrigens, und das war auch ein Teil der Antwort auf meine Fragen, seit unserem Besuch in Teheran ist im gesamten Iran kein einziger Terroranschlag mehr gemeldet worden. Saubere Arbeit, Tomy!

In Wirklichkeit hatte uns der Geheimdienst des Irans überhaupt nicht aus den Augen gelassen. Aber das merkten wir beinahe zu spät. Und obwohl ich Geheimdienste mitsamt ihren Methoden verabscheute, haßte ich Mörder, die Frauen und Kinder in die Luft sprengten, noch mehr. Ich haßte diese religiös verbrämten Lügner, die ihren ungeschulten Jugendlichen einbläuten, nach ihrem Selbstmord seien sie Märtyrer und würden im Himmel zur Rechten Allahs sitzen. Sie seien Gotteskrieger und würden im Paradies von hübschen Mädchen verwöhnt – als ob Allah das nötig hätte. Letztlich, und das war mit ein Argument für unser Verhalten gewesen, Tomy wollte diese Sparte Menschen kennenlernen. Von der Klemme, in der wir steckten, ganz abgesehen.

Marc traf mit der Pünktlichkeit der rätischen Bahn in

St. Moritz ein. Er bezog sein Quartier neben mir, und wir schlenderten gleich zum Apero in Marios Bar. »Ich habe schon 150 Seiten«, sagte ich stolz und bat Marc, morgen alles zu lesen und mich wissen zu lassen, was ich vergessen hätte. Er wollte zuerst auf die Piste, was ich bei dem tiefblauen St. Moritzer Himmel und den Pulverschnee-Verhältnissen gut verstand. Nachher würde er gerne Lektor spielen.

»Und weißt Du noch, wie sie uns umbringen wollten, diese Dreckskerle?«, fragte Marc nach dem vierten Glas eines trockenen Weißweins. Obwohl inzwischen über 22 Jahre alt, war er derselbe spontane Jugendliche geblieben. Die stets heisere Stimme mit seiner fröhlichen Mimik blieben unverwechselbar. »Als ob man so etwas vergessen könnte!«, gab ich zurück. »Ohne Tomy würden wir nicht hier sitzen!«

»Und dieses Luder Chantal«, schimpfte Marc vor sich hin, »das berechnendste, kaltblütigste, verlogenste Weibsbild, das mir je unter die Augen kam ...«

»... Du bist ja noch jung ...«, unterbrach ich.

Er ballte die Fäuste: »Sie hat mich mißbraucht, zum Esel gemacht ...«

»Über Tote soll man nur Gutes sagen – oder gar nichts«, erwiderte ich, während ich Chantal in Gedanken genauso hätte erwürgen können.

»Ich weiß nichts Gutes!«, trotzte Marc.

»Außer dem Sex ...«

»... Zweimal nur, Erich, glaub's mir. Damals im *Sheraton* in Ankara. Heute könnte ich mich in den eigenen Arsch beißen!«

Ich hatte es immer gewußt. Chantal hatte versucht, Marc auf die Seite der Dienste zu bringen. Und Tomy ans Messer zu liefern. Marc vermochte dem menschlichen

Naturbedürfnis nicht zu widerstehen, blieb aber stur, was seinen neuen Freund Tomy anging.

Tomy! Tomy! Wo war er nur? Marc kicherte, die ersten 24 Stunden habe er ihn gehaßt, er habe ihn sogar abknallen wollen. Aber dann, nach der ersten Übernahme, habe er ihn verehrt. »Ist man schwul, wenn man einen Mann verehrt?«, wollte er wissen. »Quatsch!«, entgegnete ich wegwerfend. »Schon gar nicht im Falle von Tomy, der besaß besondere Qualitäten! Ich bewundere ihn auch«, beruhigte ich. »Zudem, Du hast nicht den Körper von Tomy verehrt, sondern das, was dahinter steckte.«

»Erinnerst Du Dich an die erste Übernahme im Hotelzimmer? Damals, auf dem breiten Bett im *Interconti?* Weißt Du noch, wie wir uns nachher umarmten und um das Bett herumtanzten?«

Und ob ich mich erinnerte. Jetzt erklärte Marc, Tomy habe damals nicht nur sein Ego übernommen, sondern ihm einen winzigen Einblick in sein eigenes Wesen gegeben:

»Es war phantastisch! Ich spürte eine unendliche Gutmütigkeit und ein berauschendes Gefühl von Glück, dazu etwas wie eine Computerladung voller Wissen, als ob ich 10000 Bücher gleichzeitig verstanden hätte. Erich, es war unbeschreiblich. Ich würde es gerne nochmals erleben.«

Ob ich wieder nach ihm gerufen hätte, drängte Marc. Natürlich hatte ich das, immer wieder, aber nie Antwort bekommen. Am anderen Abend las Marc am Kaminfeuer meine ersten 150 Seiten dieses Berichts. Es gab wenig Ergänzungen. Dann unterhielten wir uns bis spät in die Nacht. Notizen waren unnötig, ich ließ ein kleines Tonbandgerät mitlaufen.

DIE JAGD BEGINNT

In einem kleinen Nest namens Dogubayazit am Fuße des Berges Ararat legten wir eine Mittagspause ein. Genaugenommen heißt der Berg Agri Dagi und ist mit seinen 5165 Metern Höhe das ganze Jahr schneebedeckt. Der legendenumwobene Gipfel liegt an einem politisch heiklen Punkt: im Dreiländereck Türkei, Iran und der damaligen Sowjetunion. Ich fragte Tomy, ob er die Geschichte der Arche Noah kenne. Von der Bibel wisse er, was ich als 22-Jähriger gewußt habe, meinte er, und was Noah mit diesem Berg zu tun habe. So berichtete ich denn, daß Noah im 601. Lebensjahr am 27. Tag des zweiten Monats mit seiner Arche auf genau diesem Berg Ararat gestrandet sei.

»Und?«, erkundigten sich Tomy und Marc gleichzitig, »habt Ihr seine Arche gefunden?«

»So einfach geht das hier nicht, nicht zuletzt wegen der politischen Verhältnisse«, belehrte ich die Runde. »Jedes Mal, wenn irgendeine Forschergruppe glaubt, Spuren der Arche gefunden zu haben, verschwinden sie wieder im Eis. Die Armenier halten den Ararat für einen heiligen Berg. Sie erzählen sich, ein kurdischer Hirtenjunge habe die Arche Noah einst gesehen. Der Knabe hatte ein verirrtes Schaf gesucht, und da er meinte, dessen Glöcklein weit oben an der Eisgrenze bimmeln zu hören, war er hinaufgeklettert. Die Nacht überraschte ihn, und er schlief in einer kleinen Felsgrotte, umspült vom Schmelzwasser

des Gletschers. Bei Tagesanbruch sah der Junge in einer Gletscherspalte, keine 40 Meter von seinem Standort entfernt, verschiedene Tiere, die ihn regungslos anstarrten. Darunter ein Kamel, zwei Bären, zwei Schafe, zwei Ziegen, von jedem ein Paar, doch auch Gazellen und Löwen. Der Junge glaubte zu träumen, rieb sich die Augen und kraxelte am Rande der Gletscherspalte weiter empor. Dort fand er große, braun-graue Steine in seltsamen Anordnungen. Als er näher trat, merkte er, daß es sich nicht um Steine, sondern um Holzstücke handelte, die dem Bug eines mächtigen Schiffes ähnelten.«

Tomy und Marc hatten mir schweigend zugehört. »Und wieso geht niemand dort hinauf und kontrolliert die Geschichte ?«

»Das ist mehrmals geschehen«, entgegnete ich, »doch hört Euch rasch des Ende an. Der Hirtenjunge wußte nichts von Noahs Arche. Am Abend, zurück im Dorf, berichtete er aufgeregt über ein großes Schiff im Eis. Die gläubigen Muslime verlachten ihn nicht, und der Dorfgeistliche pries Allah, der einen armen Jungen ausersehen hatte, Noahs Arche zu entdecken. Einige Wochen später bei klarem Wetter stiegen vier Männer vom Dorf gemeinsam mit dem Jungen erneut zum Gletscher. Doch der Junge fand die Stelle nicht mehr, das Eis hatte sich verschoben, die Gletscherspalten sich verändert.«

»Das kann doch nicht alles sein?« Tomy fragte in einer Art, als wollte ich ihn veräppeln. »Habt Ihr denn diese Arche seither aufgespürt? Für Eure Kultur sicher etwas wichtiges.«

Das war eine lange Geschichte, und ich kannte sie nur deshalb, weil ich ihr früher selbst nachgegangen war. So warnte ich meine Mitfahrer, doch die wollten unbedingt mehr über diesen Berg Ararat wissen. Sei's denn. Wir

saßen unter schattigen Bäumen in einem türkischen Restaurant, der Besitzer und seine Familie erwiesen sich als hilfsbereite Gastgeber. Mit Reis gefüllte Pepperonis, rohe Karotten- und Gurkenstäbchen kamen auf den Tisch, dann auf Holzkohle gegrilltes Lammfleisch, angebrannte Hähnchen, wie ich sie besonders mochte, gehacktes Fleisch, geschmorte Zwiebeln und pikante Pepperoncinis. Zwischen den Bäumen die Sicht auf den weißen Gipfel des Ararat. Auf unserer Höhe blühte das Land, Kinder mit großen Augen und schmutzigen Schürzen beobachteten uns beim Essen, tuschelten, lachten, stoben mit Gekreische auseinander. Mir war bekannt, daß alle Kinder von Ägypten bis in die Türkei Kugelschreiber brauchten und wir gaben ihnen alle bis auf zwei. Ich fragte den Wirt, ob die Kinder singen könnten. Erst verschämt, dann immer lauter trällerten die Kinderstimmen ein Lied mit einem Refrain, der wie »La-di jahara raschiri alla wish el maja ...« klang. Nach dem Gesangsunterricht berichtete ich:

»So hört denn, Ihr Unwissenden, die unglaubliche Geschichte über den Berg Ararat.« Marc und Tomy lachten und prosteten mir mit Mineralwasser zu.

»Es war im Jahre 1887, als eine Gruppe unter der Leitung des Abtes Nouri, ich glaube, so ähnlich hieß der, den Berg Ararat bestieg. Der Abt war das Oberhaupt einer kleinen christlichen Gemeinde, etwa 60 Kilometer von hier entfernt. Einige Tage später behauptete er vor Journalisten, er sei durch das Innere des Schiffes gewandelt, er habe es vermessen, und die Daten entsprechen denjenigen aus der Bibel. Natürlich wollten die Journalisten wissen, weshalb er keinen Beweis mitgebracht habe, doch der Abt, ein ehrfürchtiger Anhänger jedes Bibelwortes, verteidigte sich mit der Behauptung, die Arche sei

heilig, und niemand dürfe etwas wegnehmen. Er wollte nochmals zum Gipfel des Berges klettern, doch verstarb er vorher an einem Herzinfarkt. Später, etwa um 1916, inmitten des Ersten Weltkrieges, behauptete der russische Fliegerhauptmann Roskowitzky, am südlichen Eishang des Berges Ararat ein großes Schiff ausgemacht zu haben. Daraufhin ließ Zar Nikolaus eine Expedition von 100 Mann zusammenstellen, um den Standort des geheimnisvollen Schiffes festzuhalten und Beweise zu sichern. Die Expedition soll die Arche tatsächlich gefunden, vermessen und sogar fotografiert haben. Doch auf dem Rückweg nach Sankt Petersburg geriet der Expeditionsleiter, der alle Beweise in einer Ledertasche am Körper trug, in feindliche Gefangenschaft. Man hörte nie wieder etwas von ihm und seinen Dokumenten.«

Nun saßen wir vor dem Berg, der sein Geheimnis nicht preisgeben wollte, genossen unser Mittagsmahl, und eigentlich hätte ich noch mehr zu berichten gewußt, denn in den vergangenen Jahrzehnten waren diverse Expeditionen oben gewesen. Keine brachte überzeugende Beweise zurück. Doch dazu kam ich nicht mehr. Das kleine Restaurant, in dessen Garten wir tafelten, lag direkt an der Durchfahrtstraße. Wir blickten auf die Autos, die in beiden Richtungen an uns vorbeihuschten. Darunter ein dunkler Mercedes, der wegen seiner Huperei und der überhöhten Geschwindigkeit auffiel. Zwei Minuten später kehrte dasselbe Fahrzeug auf der Gegenseite zurück und parkte direkt neben unserem Range-Rover. Es entstiegen ein unbekannter schlanker Mann mit Sonnenbrille, weißem Hemd, dunkler Hose – und Chantal.

»Welche Überraschung!«, lächelte sie scheinheilig. »Ich sehe, Ihr seid gesund aus dem Iran herausgekommen!« Völlig unbekümmert, als sei nichts geschehen und wir

steinalte Freunde, begrüßte sie uns überschwenglich und schob auch gleich einen Stuhl zwischen Tomy und Marc. Der Begleiter, wahrscheinlich ihr Chauffeur, verschwand im Hausinnern. Ich wollte wissen, wohin ihr Weg führe, und sie meinte, nach Ankara. »Und weshalb fliegst Du die Strecke nicht?«, erkundigte ich mich. Sie hätte zu viele Dinge im Auto, die man nicht als Fluggepäck aufgeben könne. Irgendwie traute ich dieser Dame nicht. Sie habe Zeit, insistierte sie, und drückte Marcs Arm, und da sie auch etwas türkisch spreche, könnte sie uns von Nutzen sein. Mir war's peinlich. Zudem hatte ich auf dem Weg nach Ankara noch zwei archäologische Fundstätten auf der Reiseroute. So nebenbei und eher als Ablenkung fragte ich Chantal, was sie vom Berg Ararat und der Sintflut halte. »Muß wohl so ähnlich gewesen sein, wie es in der Bibel steht. Oder im babylonischen Gilgamesch-Epos. Dort findest Du dieselbe Geschichte in der ersten Person, der Ich-Form, niedergeschrieben vom Überlebenden der Flut. «

Die Dame war belesen, was mich ihr gegenüber noch hellhöriger werden ließ. Ich fragte sie geradeheraus, was man eine Dame nie fragt: Wie alt sie sei. Nach dem üblichen Ratespiel zog sie einen roten, französischen Diplomatenpaß aus ihrer Handtasche: Chantal Babey, las ich, n□ le 28 juin 1957. Sie war 30jährig, ich hatte sie einige Jahre jünger geschätzt. Weshalb der Diplomatenpaß ? Als Verbindungsglied zwischen Frankreich und dem Iran stehe sie unter diplomatischem Schutz, sagte Chantal spitz. Und als Spionin, dachte ich.

Chantal spöttelte zu Tomy hinüber, ob er nicht auf den Ararat springen könne, um nach der Arche zu suchen.

»Ich kenne niemanden dort oben«, war seine abweisende Antwort. Ob er denn die Geschichte der Flut mit-

samt der Arche für möglich halte, bohrte sie weiter. »Unmöglich ist es nicht«, brummte Tomy vor sich hin. »Eure Festlandmasse ist etwa 35 Kilometer dünn, da sind Spannungen und Risse mit gewaltigen Überflutungen programmiert.«

»Und was hat das mit der Flut zu tun?«, warf Marc dazwischen. Ich registrierte, daß Tomy freundlicher antwortete, wenn Marc eine Frage stellte, und kühler, wenn sie von Chantal kam.

»Die Oberfläche Eures Planeten beträgt 510 Millionen Quadratkilometer, davon sind rund 361 Millionen Quadratkilometer Wasser. Drücke mal einen Fußball in diese Suppe, und alles schwappt über.«

Chantal unterbrach kopfschüttelnd: »Weshalb sprichst Du immer von >Eurem Planeten< und nicht von >unserem<? Bist Du kein Mensch wie wir?«

»Eben nicht!«, antwortete Tomy feinsinnig. »Ich habe versucht, es Dir klarzumachen, aber Du weißt es besser.«

Chantal studierte vor sich hin, dann rückte sie ihren Stuhl etwas von Tomy weg, als ob er plötzlich eine giftige Qualle sei. Offenbar begann sie, das Unverständliche zu verdauen. Dann, nach kurzer Zeit des Schweigens:

»Aha. Und wie heißt diese Welt?«

»Ihr nennt die Sonne Wega. Es ist der vierte Planet. Liegt nicht gerade vor der Haustüre.« Mehr war aus ihm nicht herauszulocken.

Wir brachen auf, Chantal und ihr Chauffeur hinterher. Vorher hatte ich noch vereinbart, es spiele keine Rolle, wenn wir uns verlören. Wir fänden uns in einigen Tagen im Hotel *Sheraton* in Ankara wieder. Doch wir verloren uns nicht. Sie klebte stur hinter uns. Die neu asphaltierte Strecke führte über Agri nach Erzurum, wo wir in einem lausigen Hotel Quartier bezogen, weil nichts anderes zur

Verfügung stand. Gegen Abend erwischte ich am Telefon meinen Bekannten Ercan Güsteri. Er lebte in Istanbul und schwärmte, wie glücklich er über meine Ankunft sei. Selbstverständlich werde er uns als Führer und Dolmetscher zur Verfügung stehen und morgen früh das erste Fugzeug nach Erzurum nehmen.

Ercan Güsteri hatte ich zwei Jahre nicht mehr gesehen. Er verkörperte den Playboy-Typen aus den Hochglanz-Magazinen: geschniegeltes, pechschwarzes Haar, ein Gesicht nahe an Roger Moore, Porsche-Sonnenbrille, brauner Teint, lange Beine, schlanker Körper, etwa 1,90 Meter groß und eine Omega Speedmaster am Handgelenk. Ich kannte ihn als Reiseführer und Hobby-Archäologen und wußte aus früheren Begegnungen, daß er ziemlich nationalistisch eingestellt war. Ein türkischer Patriot. Bei der Begrüßung mit Chantal entging mir sein einschmeichelndes Lächeln, die leichte Verbeugung und der für eine erste Begegnung überlange Handkuß nicht. Chantal reagierte wie ein verwöhntes Pudelchen, das um den neuen Herrn herumwedelt. Mir gegenüber hatte sich Ercan stets als begeisterter Anhänger meiner Ideen gezeigt. Er hatte mich zweimal in der Schweiz besucht und mir großzügig Bilder von neuen türkischen Ausgrabungen geschenkt. Und noch etwas: Vor Jahren war sein Vater Abgesandter irgendeiner konservativen Partei im türkischen Parlament gewesen. Ob das heute noch galt, wußte ich nicht.

Den ganzen Nachmittag besprachen wir die archäologischen Highlights der kommenden Strecke. Ercan redete schier ununterbrochen, er wollte uns nach Hattuscha, der alten Hauptstadt der Hethiter, schleppen. »Und dann müssen wir unbedingt auf den Nemrud Dag«, gestikulierte er. »Das ist der heilige Berg im Süden der Türkei. Erich!«, beschwor er mich, »den Nemrud Dag kannst Du

nicht auslassen. Wir müssen früh auf der Bergspitze sein. Du wirst im Morgenrot eine Terrasse mit gewaltigen Steinsesseln und Köpfen fotografieren. So etwas hast Du noch nie erlebt ... ! «

Es fiel schwer, seine Wortkaskaden zu unterbrechen. Zudem wurde er von Chantal übermütig unterstützt. Ob es denn auf diesem Berg auch Geheimnisse gebe, wollte ich wissen, oder irgend etwas, das mit antiker Astronomie zu tun habe.

»Und ob!«, antwortete Ercan und kramte Postkarten aus einer Ledertasche. »Dort oben liegt eine Pyramide, in die bis heute kein Tunnel getrieben werden konnte, weil die Steine ständig nachrutschen. Du wirst einen riesigen steinernen Löwen mit astronomischen Zeichen fotografieren können, aus dem man nicht schlau wird. Auf seiner Brust sind der Mond und mehrere Planeten eingemeißelt. Das Farbspektakel im Morgengrauen verzaubert die Pyramide und die darum herumliegenden Göttersessel zu einem unvergeßlichen Erlebnis. Du mußt dort hinauf, Erich!«

Nach wenigen Stunden Schlaf starteten wir um sechs Uhr früh. Ercan hatte eine russische Jeep-Kopie, einen Lada, gemietet und fuhr voraus. Zwar hätten wir alle fünf in meinem Rover Platz gefunden, doch wollte Ercan offensichtlich mit Chantal alleine sein. Die Route führte an der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Koranschule und dem im Bau befindlichen Archäologischen Museum vorbei. Dann aus der Provinzhauptstadt heraus über das anatolische Hochland hinab in die Amik-Ebene nach Malatya. Je heller der Tag, umso mehr Laster kreuzten die Straße, und jedes Überholmanöver wurde zum Risiko. Manchmal blinkten einen die Chauffeure vorbei, andere

blockierten die Überholspur, und die ganz Verrückten scherten unerwartet nach links aus. Das ging auf der E 99 so weiter bis zum Ort Golbasi. Hier bog Ercan scharf nach Osten auf eine holprige, ungepflegte Naturstraße Richtung Adiyaman. Ziel war das Dorf Eski Kahta, der Ausgangspunkt für die Besteigung des Nemrud Dag. Der Ort lag am Fuße des Berges und hatte, außer dem Chalet-ähnlichen Hotel, in dem wir Quartier bezogen, nichts zu bieten. Einzelzimmer gab es nicht, dafür Pritschenlager für Militärs und Billig-Touristen. Wir waren dankbar, ein Zimmer für uns drei – Tomy, Marc und mich – zu ergattern. Ercan und Chantal eroberten einen länglichen Raum mit acht Pritschen für sich alleine. Offenbar herrschte keine Saison, und das Militär schien abgezogen. Später tauchten beim bescheidenen Nachtessen zwei schnauzbärtige Offiziere auf, die Ercan wie einen alten Kameraden begrüßten. Inklusive Wangenküsse und Umarmungen. Die Offiziere grüßten auch uns freundlich und setzten sich – nach Ercans Aufforderung – an unseren Tisch. Die lauernden Fragen, die insbesondere der jüngere Offizier stellte, hätten mich eigentlich hellhörig machen sollen, doch der schwere, süßliche Rotwein vernebelte meine Kritikfähigkeit. Daß der Offizier nach meinen Büchern fragte, die sich auch in der Türkei einer großen Auflage erfreuten, war üblich, doch die bohrenden Querverbindungen auf Marc und Tomy, auf ihre Beziehungen zu mir und was sie denn genau für mich täten, wie lange wir uns kennen oder weshalb sie auf dieser Reise seien, kamen mir eher ungewöhnlich vor. Ercan beschwatzte mich, die beiden auf unseren Trip zur Bergspitze mitzunehmen. Wegen den Anschlägen der Kurden wimmle es in der Gegend von Militär, wir könnten dauernd angehalten und überprüft werden, oder eine Patrouille könnte

uns die Weiterfahrt verwehren. Da sei es klüger, Offiziere an Bord zu haben. Das Argument leuchtete ein.

Um zehn Uhr lagen wir in den schmalen Pritschen. Kurz danach begann der Ramada-Lärm. Ich habe nie herausgefunden, weshalb es im Weiler Eski Kahta nicht schon um sieben Uhr abends losging. Der Duschkopf verweigerte jede Flüssigkeit für unsere nicht gerade frisch riechenden Körper, und der Wasserhahn im Lavabo spendete seine Tropfen im 15-Sekunden-Takt. Zähne putzen ging auch mit Mineralwasser.

Wie vorausgesagt wurden wir dreimal von Militärpatrouille aufgehalten, die uns nach einigen Worten mit den Offizieren augenblicklich weiterfahren ließen. Ercan, Chantal und die beiden Militärs saßen im Lada, ich ratterte in geziemendem Abstand hinterher, denn der Staub der Vorderwagen belegte Scheiben und Atem. Die Strecke wurde steiler und gefährlich. Rechts der Berghang, links atemberaubend tiefe Schluchten. Ausweichmöglichkeiten gab es keine. Gegen fünf Uhr in der Frühe erreichten wir das Ende des fahrbaren Weges, von einer Straße konnte man nicht mehr sprechen. Hier war in den Fels eine Ausweichstelle gesprengt worden. Ercan wendete seinen Lada, Kühler Richtung Tal, und ich tat dasselbe hinter ihm. 400 Meter schräg über uns die pyramidenförmige Bergspitze. Wir fröstelten, als wir unsere Kamerakisten und den Metalldedektor umhingen und keuchend, einer hinter dem andern, mit krummem Rücken den Pfad zum Gipfel hinauftrotteten. Der Weg führte in einer Spirale stetig höher, unter den Füßen kein Fels, sondern Schottersteine, am ehesten vergleichbar mit den rostigen Brokken auf Eisenbahnschienen. Mit langen Atemfahnen vor dem Mund erreichten wir eine topfebene Steinfläche, die aussah, als sei sie für Helikopterlandungen angelegt wor-

den. Vor Jahrtausenden. Wir deponierten unsere Ausrüstung auf dieser Terrasse, die ich auf etwa 30 x 30 Meter schätzte. Vor dem Pyramidenkegel, der die Bergspitze ausmachte, thronten im Halbdunkel fünf Göttergestalten auf gewaltigen steinernen Sesseln. Sie erinnerten mich an die Kolosse von Memnon vor dem Tal der Könige in Ägypten. Am Boden lagen zwei abgeschlagene Adlerköpfe aus Stein. Zwei Meter daneben vier Menschenköpfe, alle mit dem hethitischen Spitzhelm des angeblichen Wettergottes.

Als die ersten Strahlenfinger der Sonne durch den kühlen Morgen stachen und begannen, die phantastische Szenerie zu beleuchten, ergriff uns eine unbeschreibliche Ehrfurcht. Minutenlang standen wir da und bestaunten das Farbspektakel, als sei es eine Lasershow. Irgendwann erinnerte Marc an unsere Kameras, und wir begannen, mit allen Apparaten und sämtlichen Objektiven, die wir mitführten, Fotos zu schießen. Die Sonne übergoß die Terrasse mitsamt der Pyramide und den Götterthronen in einer atemberaubenden Lichterflut. 200 Meter um den Pyramidenkegel herum gab es eine zweite flache Terrasse mit fünf weiteren Göttergestalten auf zehn Meter hohen Sockeln, deren Blicke herrschaftlich ins Tal gerichtet waren. Übergoß die Sonne auf der einen Pyramidenseite die Gestalten auf ihren Sesseln mit Gold, herrschte auf der anderen Seite Schatten, abgeschnitten wie mit einem Messer. Wir hasteten von Terrasse zu Terrasse, um nichts von diesem überwältigenden Naturschauspiel zu verpassen. Andauernd schrie einer: »Hierher! Gigantisch!« Marc, Tomy und ich rannten, jeder mit einer anderen Kamera bewaffnet, in die Richtung des Schreiers. Zögernd erwärmte die Sonne den jungen Tag, die schwarzen Täler und Gipfel unter und neben uns überzogen sich in einem

sachten Blau, das in verschiedenen Kaskaden ins Violette und Rote wechselte. Dann erstrahlten Berggipfel in weißlichem Licht, um sich langsam in Gold zu verwandeln. In den Schluchten bewegten sich Farbenspiele, als würde ein unsichtbarer Michelangelo sie für eine grandiose Komposition anrühren.

Ercan hatte nicht übertrieben. Das war einzigartig, das mußte man erlebt haben. In einer Galerie, von links nach rechts angeordnet, wurden nacheinander ein steinerner Löwe angeleuchtet, dann ein monolithischer Adler, darüber auf ihren Sesseln die Götter Apollo, Fortuna, Zeus, Antiochos und Herakles. Adler und Löwe wiederholten sich. Am Boden eine gewaltige Platte mit einem eingravierten Löwen. Auf seiner Brust zählte ich 19 Sterne, einen aufgehenden Mond und drei Planeten. Weshalb nur drei? Als die Sonne schon zehn Meter über dem Horizont stand, konnten wir endlich die Schriftzeichen auf der Rückseite der Götterthrone fotografieren. Da stand, blitzsauber in lateinischen Buchstaben eingemeißelt, Antiochos (324-261 v. Chr.) habe hier für sich selbst eine Grabstätte und für die Götter ein Heiligtum errichtet, »um ein unerschütterliches Gesetz der Zeit zu hinterlassen, indem er einem unantastbaren Monument eine unsterbliche Botschaft« anvertraut habe. Welche Botschaft lag hier auf dem Nemrud Dag, 2150 Meter über dem Meer?

Nach zwei Stunden rastloser Fotografiererei hatten wir alle Filme verknipst und hockten auf einem mächtigen Steinbalken. Chantals Gesicht wirkte käsig, als ob sie sich vor etwas fürchte. Ercan zündete sich genießerisch eine kleine Zigarillo an, blies bissige Rauchschwaden in Richtung Göttersessel, als sei es ein Rauchopfer. Die beiden Offiziere steckten irgendwo, ich sah sie nirgends, der unermüdliche Marc schraubte die Objektive von den Ka-

meras und verstaute sie fachgerecht in den Kisten, und Tomy blickte verträumt ins Tal hinunter. Ich setzte mich neben ihn:

»Was beschäftigt Dich – junger Bruder ?«

»Eure wunderbare Welt«, kam es nachdenklich, »ich werde daheim viel einzuspeisen haben. Alle werden sich sehr freuen.«

»Wie meinst Du das ?«

Er drehte sich zu mir, mein Ebenbild, nur 30 Jahre jünger. »Wir kennen keine Sprache«, betonte er leise und bewegt, »meine Erlebnisse hier werden das gesamte Bewußtsein ergänzen. Jeder ist ein Teil davon. Die Erde ist wahrhaftig sehr schön – doch Ihr Menschen seid es nicht.«

Ich blickte zu Boden, nahm seine – meine? – Hand und drückte sie sanft.

»Es gibt auch wunderbare Menschen. Nicht alle lügen.« Ich sagte es leise, die anderen verstanden unsere Konversation nicht. Marc hatte seine Arbeit beendigt, deutete auf die Schotterpyramide vor uns:

»Und – was ist da drin?«

Ercan erklärte, verschiedene Versuche, in das Innere der Pyramide vorzustoßen, seien fehlgeschlagen. Wenn jemand ein Loch schaufle und mit Holzbalken abstütze, riesle dauernd Gestein von der Pyramidenspitze herunter und verschütte das Ganze wieder. Man müßte schon sehr schweres Gerät auf die Bergspitze bringen, um weiterzukommen. Doch dazu seien breitere und ausgebaute Straßen nötig.

»Wie wär's mit einem Helikopter ?«, mischte ich mich ein.

»Dazu ist kein Geld vorhanden. Und selbst wenn Du es bezahlen würdest, kriegst Du keine Ausgrabungsbewilligung.«

Wir hatten noch unsere Metalldetektoren. Ich begann, die verschiedenen Teile zusammenzuschrauben und Batterien einzulegen. Ercan erhob sich und meinte, er, Chantal und die Offiziere würden jetzt ins Tal fahren, die Militärs müßten zur Mittagszeit unten sein. Wir könnten nichts falsch machen, einfach wieder die Bergstraße hinunter bis zum Hotel. Er schüttelte uns allen die Hände, was ich überflüssig fand, denn schließlich ging es nur um einen Abschied von wenigen Stunden. Chantal schaute uns kaum an, wendete wortlos und lief einige Schritte auf der Terrasse. Dann drehte sie sich plötzlich, kam auf Marc zu, nahm seinen Kopf zwischen die Hände und verpaßte dem verblüfften Burschen einen Kuß auf die Lippen. Als der Oberkörper und dann der Kopf von Chantal in der Tiefe hinter der Terrasse verschwand, bemerkte Tomy nachdenklich:

»Was war das ?«

»Der Kuß ?«, lachte Marc mit seiner heiseren Stimme, »ich glaub', die mag mich.«

»Das ist es nicht«, insistierte Tomy. »Erich, was meinst Du ?«

Ich schwieg und angelte nach einer Zigarette. Mir ging alles mögliche durch den Kopf. War eine Teufelei gegen uns geplant? Vom wem? Wir befanden uns schließlich nicht mehr im Iran. Chantal und Ercan – kannten die sich von früher? Ich erinnerte mich an den überlangen Handkuß bei der Begrüßung. Doch was sollten die Türken gegen uns haben? Wußte Ercan über Tomy Bescheid? Das war denkbar, schließlich hätten Chantal und Ercan während der langen Fahrt genug Zeit für Diskussionen gehabt. Ging es nur um Tomy oder um uns alle? War der Kuß als Abschiedskuß gedacht?

Marc lachte wieder: »Alles Quatsch! Sie ist zwar eine

Spionin, aber umbringen hätten sie uns im Iran können. Weshalb die Komplikation über die Türkei? Chantal hat sich ein bißchen in mich verliebt – ist doch o. k. – oder?«

Nachdenklich begannen wir mit den Messungen. Der Tiefensensor spuckte an vier Stellen grelle Töne. Irgend etwas Metallisches lag mindestens drei Meter hinter der Schotterwand. Wir hatten nicht die geringste Chance, da ranzukommen.

Gegen 11 Uhr, die Sonne stach jetzt grell ins Gesicht, begannen wir den Abstieg zum Auto. Außer uns keine Menschenseele weit und breit. Nachdem wir das Gepäck verstaut hatten, drückte ich dreimal das Pedal der Fußbremse. Alles war in Ordnung. Ich löste die Handbremse und zog sie mehrmals wieder an, auch hier alles bestens. Ich blickte unter den Wagen, suchte nach irgendwelchen Ölspuren. Nichts. Dann kontrollierte ich den Luftdruck der Reifen. Der Rover war perfekt. Tomy saß neben mir auf der Bergseite, hinter ihm Marc. Ich startete und nahm im ersten Gang vorsichtig die erste Kurve. Immer wieder mußte ich kurz auf die Bremse, denn selbst der erste Gang war für die Motorenbremse über das Getriebe zu schnell. Wir hockten wie in einer Bergbahn, die extrem nach unten führte.

Dann passierte alles gleichzeitig. Plötzlich gab das Bremspedal nach. Rasch drückte ich das Pedal mehrfach hintereinander, um Bremsflüssigkeit in den Bremszylinder zu pumpen. Ohne Reaktion. Ich zerrte am Hebel der Handbremse. Keine Wirkung. Normalerweise hätte ich in einer gleichen Situation blitzschnell den tiefsten Gang hineingeworfen – in dem war ich schon. Durch das Schwergewicht auf dem steilen Abhang begann das Getriebe zu heulen. Mir jagten Gedanken durch den Kopf: Also doch! Sie wollen uns umbringen! Wie kamen wir aus der Situa-

tion? Ich schrie Marc und Tomy zu, sowie die Felswand auf ihrer Seite zurückweiche, sollten sie ihre Türen aufreißen und springen. Diesmal lag der Fels auf der rechten Seite, links der Abgrund. Genau wie damals in der Wüste durchzuckten mich Gedanken an Marc und seine Eltern. Der junge Sohn tot, und ich war schuld! Die Geschwindigkeit nahm furchterregend zu, das Gewicht des Wagens drückte wie eine unheimliche Faust nach unten, unregelmäßig schleuderten wir auf dem Schotter hin und her. Ich drückte die linke Seite des Rovers an den Fels. Es kreischte fürchterlich, Funken sprühten in allen Farben. Wie lange hielt die Lenkungsgeometrie das durch? Wann platzten die Reifen? Ich umklammerte das Steuerrad wie mit Bärenpranken, Marc und Tomy taten dasselbe an den Türgriffen und den Halterungen vor ihnen. Der Rover hüpfte, begann gefährlich zu springen. Nur nicht auf die Talseite kommen! Mit keinem Rad! Himmel, es mußte einen Ausweg geben! Nach Sekunden eine Linkskurve, die Felswand rechts wich zwei Meter zurück. Bevor meine Begleiter die Türen aufreißen wollten, schrie ich: »Nicht! Warten!« Halblinks vor mir erblickte ich eine kleine Wiese und gleich dahinter einen Bach. Verzweifelt riß ich den Wagen von der Straße ins Grüne. Er schleuderte durch die kleine Wiese direkt in das weiche Bachbett hinein, auf der anderen Seite wieder hinaus und kam zwischen zwei Ausläufern von großen Baumwurzeln zum Stillstand. Ohne zu kippen.

Zuerst schwiegen und schnauften wir. Dann lehnten wir die Köpfe in die Sessel zurück und schwiegen weiter. Das Hämmern des Pulsschlages beruhigte sich, wir atmeten wieder normal. Marc sagte als erster: »Wir leben noch.« Tomy blickte mich mit einem Gesichtsausdruck an, den ich nie vergessen werde. Wäre Mona Lisa ein Mann, das

war der Ausdruck von Tomy. Nicht verbittert, nicht heiter, nicht gelassen, nicht wütend, nicht böse – einfach unbeschreiblich.

»Der Planet ist wunderbar«, er betonte das »ist«, »Ihr Menschen seid grauenhaft.«

Was sollte ich darauf antworten? Bedächtig drückte ich die Türe auf, begutachtete mein Auto. Ein Schrotthaufen. Marc und Tomy brachten ihre Türen nicht auf, durch die Reibung mit der Felswand waren sie wie verschweißt.

»Ist irgendeiner verletzt?«, erkundigte ich mich. Die anderen reckten ihre Gelenke. Keine Brüche, aber Schürfwunden und Beulen an Armen, Beinen und Stirne, und – wie wir erst später feststellten – Muskelverzerrungen überall, wo Menschen nur Muskeln wachsen.

Uns mußten mächtige Schutzengel begleitet haben. Nach dieser Schreckensfahrt fast unbegreiflich stand der Rover auf seinen vier Rädern. Die Hecktüre ließ sich nicht öffnen. Marc und Tomy begannen, das Gepäck durch meine Vordertüre hinauszureichen. Eine Weiterfahrt war unmöglich. Ich kroch unter den Wagen. Von meiner lange zurückliegenden Panzerrekrutenschule in der glorreichen Schweizer Armee verstand ich etwas von der Funktion von Bremsen. Ein Rest von Bremsflüssigkeit tropfte von allen vier Gummischläuchen direkt bei der Radaufhängung. Ich wußte, daß vom Bremspedal eine Stange zum Hauptbremszylinder gedrückt wurde, von dort aus liefen vier Leitungen zu den vier Rädern. Resolut riß ich einen der dünnen Schläuche aus dem von Dreck verklebten Schacht. Die Knipsstelle einer Zange war leicht auszumachen. Die Handbremse funktionierte anders, nämlich ohne Bremsflüssigkeit. Hier führten zwei dünne Stahldrähte direkt auf die Räder der Hinterachse. Auch sie zeigten

klipp und klar die Spuren der Behandlung durch eine Zange.

»Wer war's?«, fragte Marc tonlos und befühlte mit schmierigen Fingern die Bruchstelle am dünnen Gummischlauch.

»Wasche Deine Hände gründlich im Bach«, antwortete ich, »die Bremsflüssigkeit ist kein Öl, sondern eine giftige Chemikalie, die durch die Haut geht.«

»Au!« Marc ließ den Schlauch fallen und steckte die Hände ins kühle Naß. »Wer war's? Will ich wissen!«

Tomy saß nachdenklich auf einem Felsbrocken: »Es kommen nur die Offiziere in Frage. Alle anderen Personen waren die ganze Zeit vom Morgengrauen bis zum Abschied bei uns.«

»Nicht unbedingt«, ergänzte ich. »Die anderen sind zwar vor uns runtergegangen. Doch hätte jemand die Leitungen bereits gestern Nacht im Hotel halb durchknipsen können. Dieser Jemand wußte, daß wir bergauf keine Bremsen benötigen, und die Belastung durch die abschüssige Strecke und das Gewicht unseres Rovers erst auf dem Rückweg zum Knall führen würde ...«

»Nicht auszuschließen«, brummte Tomy, »aber weshalb in der Türkei und nicht im Iran?«

»Und weshalb wir alle und nicht nur Tomy?«, ergänzte Marc, und in seiner Stimme schwang Wut.

»Dabei sind die so blöde!«, fügte Tomy leise bei. »Wenn man diesen Körper umbringt, springe ich in einen anderen und bin wieder da. Man kann mich nicht töten!«

»Uns schon!« Marc ballte die Fäuste. »Weshalb wollen die uns kalt machen?«

»Wir sind Mitwisser«, meinte ich resigniert. »Vergiß die Geschichte im *Interconti* in Teheran nicht. Wir wissen, in wen Tomy gesprungen ist, und er kann uns jeder-

zeit alle Einzelheiten über jene Terroristen und die iranischen Geheimdienstleute schildern! «

»Also müssen wir jetzt ununterbrochen damit rechnen, ermordet zu werden?« Marc schrie es zornentbrannt.

»Vorerst wissen wir nicht einmal, wer diesen Anschlag plante und ausführte. So oder so müssen wir hinunter ins Hotel. Dort liegen unser Gepäck, unsere Dokumente, und wir brauchen ein anderes Auto.«

Mir war klar, daß wir nochmals zu unserem Autowrack hinauf mußten. Da gab es Werkzeuge und andere Dinge, die zu kostbar waren, um hier ausgeweidet zu werden. Zudem brauchte ich Bilder für die Kaskoversicherung zu Hause. Also schraubten wir die Autonummern ab, rissen an zwei Stellen den Teppichboden auf, holten das Bargeld, die Pistole und die Reiseschecks aus den Verstecken. Jeder hängte sich eine Kamerakiste über die Schulter, und wir begannen den Abstieg.

SOUVRETTA-HOUSE, ST. MORITZ

Der Pianist zählte zur Spitzenklasse, wie es sich in dieser Kategorie von Hotels gehörte. Eine kurze Bitte und er begann die Melodie zu klimpern. Ohne Noten, versteht sich. Ich hatte »As time goes by« gewünscht, jenen weltberühmten Evergreen aus dem Film *Casablanca* mit Humphrey Bogart und Ingrid Bergmann, den Barpianisten zu ihrem Leidwesen Abend für Abend spielen müssen. Weltweit. Marcs Generation kannte den Film nicht, und ich wollte ihm den Inhalt skizzieren, doch er winkte ab.

»>As times goes by< heißt doch: Wie die Zeit vergeht ?«

Er nippte an seinem Glas. »Wie nur haben wir jenen Anschlag auf dem Nemrud Dag überlebt ?«

»Die Götter waren uns gnädig«, spöttelte ich.

»Es ist nicht zu fassen!«, griff er den Faden wieder auf. »Wir hocken hier in einer Luxusbar, schlürfen kühlen Rosé-Champagner und müßten mehrfach tot sein. Auf unser Leben, Prost!«

Mario öffnete eine neue Flasche, reichte Nüßchen und erkundigte sich nach unserem Appetit. Ein junges deutsches Paar setzte sich zwei Meter neben uns. Die Dame schwärmte, sie habe alle Bücher von mir gelesen. Es war immer dasselbe; sowie ich nachhackte und nach den Titeln fragte, wußte man bestenfalls drei. So war's auch hier. Wir lachten, tranken uns zu und waren dankbar, daß die Gäste sich mit anderen Gästen unterhielten. Wir konnten unseren eigenen Erinnerungen nachhängen.

»Weshalb hast Du eigentlich nach dem Anschlag keine Polizei geholt? Die Sachlage war doch eindeutig.«

»Polizei? Marc, wo denkst Du hin? In diesem Weiler Eski Kahta gab's keinen Polizeiposten. Der nächste wäre in Adiyaman gewesen. In unserem Hotel am Nemrud Dag funktionierte das einzige Telefon nicht, wobei ich mich hinterher frage, ob dies auch Absicht gewesen war. Zudem ...«, ich geriet in Fahrt, der kühle Champagner, den ich entgegen aller Spielregeln stets mit Eiswürfeln genoß, wofür ich schon unzählige abschätzende Blicke kassiert hatte, änderte auch nichts daran, »... zudem, Marc, was hätte die Polizei getan? Sie hätte uns ausgefragt, hätte wissen wollen, ob wir Feinde haben und wer für die Sabotage in Frage komme. Sie hätten den Rover beschlagnahmt, und da der Schriftsteller Erich von Däniken in der Türkei recht bekannt ist, wäre die Angelegenheit in die Öffentlichkeit gedrungen. Stell' Dir die Schlagzeilen vor! Die Medien sind heute ein Welttheater. Unvermeidlicherweise hätte die Kunde vom Mordanschlag auf mich von der Türkei nach Deutschland und die Schweiz übergegriffen. Der Himmel weiß, welche anderen Länder zusätzlich erfaßt worden wären. Schließlich bin ich auch in den USA und anderswo nicht unbekannt ...«

»... und nicht unumstritten!«, warf Marc dazwischen.

»... die Folge wären Interviews gewesen. Dauerndes Ausfragen von cleveren und hartnäckigen Journalisten. Und das gleich international. Und was denkst Du, was ich denen hätte erzählen können? Die Geschichte von Tomy? Bring mich nicht zum Lachen! «

»Jetzt erzählst Du sie ja auch.«

»Aber mit zeitlicher Distanz, und zudem weiß ich noch gar nicht, ob ich die Erlebnisse je veröffentliche. Ich begann die Niederschrift, um selbst klarzukommen. Und

auch für Dich. Wenn das Manuskript je in die Öffentlichkeit kommt, dann vielleicht mal in 20 Jahren und in Romanform. Wenig ist nach 20 Jahren noch kontrollierbar, die meisten Beteiligten sind weg. So mag meinetwegen jeder denken, was er will.«

Dann informierte ich Marc darüber, heute Nachmittag, als er vermutlich die Skipiste hinuntergerast sei, habe der Untersuchungsrichter angerufen und sich scheinheilig erkundigt, ob ich mich gut erhole. Dann habe er gesagt, sie hätten etwas gefunden, das mich entlaste und unsere Aussagen bestätigen könnte.

»Ach ja? Und was für eine Sensation soll das sein?«

»Eine Whisky-Flasche Johnnie Walker Black Label.«

»Seit wann können Whisky-Flaschen reden?«

Ich bat Mario, den Barkeeper, mir eine Flasche zu geben.

»Siehst Du, wie ich sie halte?«

»Ganz normal.«

»Normal bedeutet, ich umfasse sie mit den Fingern. Die Hand liegt am Ende des Unterarms, und der weist vom Körper weg. Jetzt greife Du mal von Deiner Seite zur Flasche, ohne daß ich sie von meiner Seite loslasse.«

»Und ?«

»Deine Fingerabdrücke liegen zu meinen Fingerkuppe an Fingerkuppe, aber spiegelverkehrt. Genau das machte mir der Untersuchungsrichter klar.«

»Was soll das ?«

»Die forensischen Wissenschaftler untersuchten die Flaschen meiner Hausbar. Auf der Whisky-Flasche entdeckten sie spiegelverkehrte Abdrücke. Dieselben! Es waren immer meine! Teilweise überlagerten sie sich, und zwar gleichzeitig. Dieselbe Person – ich! – müßte also gleichzeitig von beiden Seiten zur Flasche gegriffen haben. Und das funktioniert nicht.«

Marc kratzte sich am Kinn. Aus dem Piano klang Nat-King-Coles »Unforgettable«.

»Woher wollen die wissen, daß die Abdrücke gleichzeitig entstanden ?«

»Frag' mich etwas Leichteres. Aber sie können es beweisen. Also muß es mich gleichzeitig zweimal zur selben Zeit am selben Ort gegeben haben. Der Beweis für Tomys Existenz mit meinen Fingerabdrücken. Es sieht besser aus für uns.«

»Irre! «, brummte Marc und bat den graumelierten Pianisten, Eroll Gardners »Misty« erklingen zu lassen. Ich liebte Piano-Bars mit hervorragenden Pianisten und hatte Marc, der ganz andere Musikrichtungen bevorzugte, ebenfalls dazu verführt. Die Atmosphäre in der *Souvretta-Bar* war Abend für Abend gediegen. Die Musik schwemmte Erinnerungen an die Oberfläche und blieb stets derart dezent, daß kein Gast seinen Gesprächspartner anbrüllen mußte.

»Wie hättest Du meinen Eltern meinen Tod beigebracht ?«

»Dazu wäre es nie gekommen. Ich wäre auch weg gewesen. Aber meine Frau hätte mit ernsten Problemen kämpfen müssen. Dem Himmel sei Dank kam alles anders! «

»Tomy hätte schon damals in Ercan springen und ihm sämtliche Geheimnisse entlocken können.«

»Wollte er aber nicht, und nachher war's zu spät.«

»Das ist alles verrückt!«, prostete mir Marc zu. »Und wenn ich nicht dabei gewesen wäre, ich würde kein Wort glauben. Erinnerst Du Dich noch, wie Elisabeth bei Tomys erster Begegnung reagierte ?«

»Wer kann das je vergessen?«

DER MORD

Nach anderthalb Stunden Fußmarsch erreichten wir das Hotel. Klatschnaß vor Schweiß. Chantal döste auf der Terrasse in einem Liegestuhl. Bei unseren Schritten schreckte sie auf, blickte uns kurz entgegen und bedeckte ihr Gesicht mit einem Klatschmagazin, das neben ihr auf einem Schemel lag. Marc riß ihr das Heft wütend aus den Händen:

»Wer war das?«, schrie er sie an.

»Ähh ..., was ... was ?«

Natürlich wußte sie es. Das erste »Ähh« hatte sie schon verraten. Wo Ercan sei, wollte ich wissen. Der sei weggefahren, müßte aber bald da sein, um sie abzuholen.

»Abzuholen?«, lauerte Tomy. »Abzuholen bevor wir vom Berg zurück sind? Also wußte er, daß wir nicht zurückkommen! «

Chantal erhob sich. Sie hatte sich wieder im Griff. Was denn passiert sei und weshalb wir zu Fuß kommen? Ob wir einen Unfall erlitten hätten und ob sie Hilfe anfordern solle? Ihre Lügen stanken zum Himmel. Aber das half uns jetzt auch nicht weiter. Ich wollte so schnell wie möglich zum Autowrack zurück und erkundigte mich, ob wir irgendwo ein Auto kriegen könnten. Chantal redete auf den Hotelpächter ein, einen kleinen drahtigen Mann mit dem obligaten türkischen Schnurrbart. Yalcin hieß der Typ. Nach zehn Minuten Geschwafel ging's nur noch ums Geld. Ich bezahlte. Kaufte ihm zwei Film-

röllchen ab, die er für Touristen bereithielt. Die benötigte ich, um den kaputten Rover zu fotografieren. Eine halbe Stunde später standen wir wieder vor unserem Wrack. Es sah schlimmer aus, als ich es in Erinnerung hatte. Yalcin pendelte mehrfach um den Rover herum und meinte fachmännisch, alles sei nicht so schlimm. Der Motor sei intakt, auch die Reifen und das Gestänge der Lenkungsgeometrie, wir könnten den Karren reparieren lassen.

»Und wie kommt das Wrack in eine Werkstatt?«

Yalcin bot sich an, einen Freund in Adiyaman anzurufen. Der besitze eine Garage und einen Pick-up, und man könne den Rover auf die Ladefläche schieben. Bis zu dieser Stelle sei es möglich, mit dem Kleinlaster hinaufzufahren.

»Aber heute noch!«, beharrte ich. »Und ich brauche gleichzeitig ein Mietauto. Ich will hier nicht untätig alt werden!«

Drei Stunden später war der Pick-up da, aber kein Mietauto. Dafür kreuzte Ercan auf. Er hatte sich im Griff und schien über unseren »Unfall« informiert zu sein. Woher? Chantal kam nicht in Frage. Sie war mit uns zum Rover hochgefahren, wir brauchten sie als Dolmetscherin.

»Unfall?«, brüllte Marc und hielt Ercan die Faust unter die Nase. »Nennst Du durchgetrennte Bremsschläuche und abgeklemmte Drahtseile einen Unfall?«

Ercan brüllte genauso laut zurück. Wenn er log – was wir alle annahmen –, mußte er ein verdammt guter Schauspieler sein. Er wisse nichts von der Sabotage und habe nichts damit zu tun. Er fragte mich direkt, ob er mich schon mal angelogen habe. Ich zuckte die Schultern, schließlich konnte ich nicht wissen, was für Lügen er mir bei früheren Begegnungen aufgetischt hatte. Ob er mir

nicht immer geholfen habe, wollte er weiter wissen, und ich kam in Bedrängnis. Bei früheren Besuchen in der Türkei hatte er mir tatsächlich geholfen. Als sich die aufgeladene Stimmung etwas beruhigte, bot sich Ercan an, uns in seinem Lada weiterzufahren und – er betonte es fest und bestimmend:

»Ich werde Euch beschützen. In diesem Land passiert Euch nichts mehr! «

Marc glaubte ihm nichts, ich glaubte ihm wenig, aber was sollten wir tun? Wir steckten in einem lausigen Hotel am Fuße des Nemrud Dag in einem Kaff namens Eski Kahta, in dem weit und breit keine andere Absteige zur Verfügung stand. Wir mußten dorthin, wo unser Auto repariert wurde und es eine anständige Unterkunft gab, nach Adiyaman. Ich fragte Ercan, ob er wisse, wer Tomy sei, und er antwortete, Chantal habe ihm alles erzählt, aber er glaube es nicht. »Außerirdisch? Bah! Eure Phantasie möchte ich haben!«

»Dann hättest Du auch nichts dagegen, wenn Tomy Dich für einige Minuten übernimmt ?«

»Niemals!«, schrie Ercan und wies mit gespreizten Handflächen gegen Tomy. »Der mag ja übernatürliche Fähigkeiten haben, sowas soll es geben, aber ein Außerirdischer ist er mit Sicherheit nicht.«

»Und weshalb nicht ?« Tomy erkundigte sich ganz ruhig.

»Weil es keine Außerirdischen gibt. Basta! Und wenn es sie gäbe, könnten sie niemals hier sein. Ich habe doch kein abgeschlossenes Physikstudium hinter mich gebracht, um einen derartigen Blödsinn zu glauben. Hast Du mal etwas von Lichtjahren gehört ?«

Tomy schwieg und lächelte. Ich war verblüfft. Vom Physikstudium hörte ich zum ersten Mal. Zudem hatte

sich Ercan stets als Freund meiner Theorien ausgegeben, und da ging es eindeutig um ETs. Er spielte ein falsches Spiel. Ich nahm Tomy zur Seite und wollte wissen, ob er Ercan auch gegen seinen Willen übernehmen könne.

»Kein Problem. Aber nicht jetzt. Ich möchte, daß er schläft.«

Kaum war der Pick-up mit meinem Rover im Huckepack vorbeigefahren, räumten wir unser Zimmer und verluden das Gepäck in Ercans Lada. Solange er Tuchfühlung mit uns hatte, konnte wenig passieren. Er würde sich wohl kaum selbst gefährden. Wir kurvten die Schotterstraße hinunter. Bald sahen wir den Pick-up mit meinem Rover vor uns und folgten ihm bis in einen Hinterhofkomplex irgendwo im Gewühl von Adiyaman.

»Ein prächtiger Platz, um uns kaltzumachen!«, bemerkte Marc, der sich ständig umsah, bissig.

Tomy schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht. Die brauchen keine Mordleichen, sondern Unfalltote.« Die Garage aus ineinander verschachtelten Höfen mit mehreren ausgeschlachteten Autos auf dem Vorplatz erwies sich als erstaunlich geräumig. Nachdem der Rover wieder auf seinen Rädern stand, versammelten sich gut zehn Männer in schmutzigen Mechanikermonturen und begannen ein türkisches Palaver. Stolz präsentierte mir der Besitzer seine Visitenkarte: Gürüp Bocörü, las ich, *Central Garage Adiyaman,* und auf der Rückseite: Reparatur und Verkauf aller Marken. Er könne den Rover reparieren, meinte er fachmännisch, doch einige Ersatzteile müßten aus Ankara zugeliefert werden. Falls der Wagen wieder wie neu aussehen solle, brauche er 20 Tage.

Die hatte ich nicht, und mir waren die Schleifspuren und Beulen an der Karosserie ziemlich wurscht. Hauptsache, die Technik und die Bremsen funktionierten tadel-

los. Den Rest konnte er überspritzen. Herr Gürüp überzeugte mich schließlich, daß auch alle vier Räder ausgewechselt werden müßten. Sie hatten zu viele Schläge verkraftet, zeigten böse Einbuchtungen und Sprünge im Metall. Wir einigten uns auf 1500 Dollar in bar als Vorauszahlung. Die Mehrkosten – so der Garagenbesitzer generös – sollte ich mit einer Kreditkarte begleichen dürfen. Herr Gürüp telefonierte mit der *British-Leyland-Vertretung* in Ankara, nickte immer wieder und verkündete dann stolz, in vier Tagen könne ich den Rover abholen. Noch heute würde ein Fahrer aus Ankara alle Ersatzteile mitsamt den Rädern herbringen.

»Was machen wir vier Tage lang ?«, brummte Marc. »Und das in der sauberen Begleitung ?« Verächtlich wies er auf Chantal und Ercan. »Wieso schicken wir die nicht zum Teufel, mieten ein Auto und steuern Deine archäologischen Ziele alleine an?«

Ercan hatte alles mitgehört. Er schleppte uns in ein Kaffeehaus gegenüber der Garage und beteuerte wieder und wieder, er habe nichts von dem Sabotageakt gewußt.

»Und wo sind die beiden Offiziere?«, bohrte Tomy. Die hätten zur Mittagszeit wieder bei ihrer Einheit sein müssen, deshalb sei er mit Chantal vor uns heruntergefahren, erklärte Ercan.

Das mochte alles wahr sein und stimmte dennoch nicht.

»Ercan«, drängte ich, »seit wir uns kennen, habe ich Dich als meinen türkischen Freund betrachtet. Es stimmt, Du hast mir hier geholfen, es stimmt aber auch, daß Du Dich stets als begeisterter Anhänger meiner Theorien ausgegeben hast. Vorhin, im Hotel am Fuße des Nemrud Dag, hast Du klargemacht, was Du von Außerirdischen hälst. Nämlich nichts! Du hast mich die ganzen Jahre angelogen! «

Zu meiner Verblüffung rastete er nicht aus, tobte nicht und bekam keinen von seinen Überlegenheitsanfällen. Er finde meine archäologischen Entdeckungen großartig, beteuerte er, finde es phänomenal, wie ich Mythen und heilige Bücher auswerte und das vorgestrige Weltbild in Frage stelle. Zudem schreibe ich lebendig, schmeichelte er, und die Türken liebten meine Literatur. Doch alle meine Entdeckungen könnten viel vernünftiger ohne außerirdischen Einfluß gelöst werden.

Ich ahnte, was kam. Die Idee einer früheren Hochkultur. Atlantis und so weiter.

»Richtig!«, pflichtete Ercan aufatmend bei. »Atlantis lag hier, vor unserer Tür, im Mittelmeer. Und die unverständlichen Megalithbauwerke, die gewaltigen Mauern, die gesamte Technik, die nicht in die Steinzeit paßt, all das hat nichts mit Außerirdischen zu tun, sondern mit Atlantis. Das Wissen der Atlanter hat hier, auf türkischem Boden, Fuß gefaßt, bevor Atlantis versank. Unsere Vorfahren beerbten die älteste Kultur der Welt: Atlantis.«

Der Nationalist hatte gesprochen. Mir waren diese Argumente bekannt, und ich wußte, daß sie nicht reichten. Doch verspürte ich keine Lust zu einem Streitgespräch. Meine Gedanken kreisten um den Sabotageakt.

»Wenn Du nicht hinter diesem Mordanschlag steckst und auch nicht weißt, wer es war, wer war es dann – und weshalb um alles in der Welt ?« Ich sprach ruhig, doch sehr betont. Marc saß mit verbissenen Lippen daneben, Tomy lächelte, wie so oft, vor sich hin.

»Nenne mir einen Grund, nur einen ...«, drängte Ercan, »... weshalb ich Euch hätte umbringen sollen!«

»Wegen Tomy und seinen Fähigkeiten. Chantal hat Dir alles erzählt.«

»Das geschah doch im Nachbarland Iran! Was haben

wir Türken damit zu tun? Und vom Außerirdischen in Tomy halte ich ohnehin nichts, wie Du inzwischen begriffen hast!«

Ich behielt meine Zweifel, schwieg aber im Wissen, daß Tomy ohnehin in der kommenden Nacht Ercan übernehmen wollte. Dann käme die Wahrheit definitiv ans Licht. Doch was war mit Chantal? Ich fragte sie geradehinaus:

»Der Kuß auf Marcs Lippen auf dem Nemrud Dag. War das der Abschiedskuß ?«

»Nein!« Chantal sprang auf und begann zu schreien. »Ich wußte nichts von dem Sabotageakt, sonst hätte ich Euch gewarnt. Und Marc, den mag ich eben, er sieht auch gut aus.«

»Wieso warst Du denn so verblüfft, als wir zu Fuß vom Berg runterkamen? Du hattest damit gerechnet, uns nie mehr zu sehen! Gib's doch zu!«

Chantal erklärte, sie habe geahnt, daß der iranische Geheimdienst uns nicht in Ruhe lasse, sie hätte entsprechend zweideutige Bemerkungen aufgeschnappt. Aber sie habe niemals mit einem Anschlag in der Türkei gerechnet.

»Wo denn?« hackte Marc dazwischen.

»Am ehesten bei Euch zuhause in der Schweiz.«

»Das ist ja nicht zu fassen! Und auf welche Weise sollten wir denn ins Jenseits befördert werden?«

Chantal beruhigte sich und versicherte, sie habe nie etwas mit derartigen Dingen zu tun gehabt. Auf intensivere Befragung kam immerhin heraus, daß oft für heikle Fälle Kontaktgifte verwendet würden. Über einen Gegenstand, zum Beispiel das Steuerrad oder einen Kugelschreiber, doch auch über einen Händedruck, werde das Gift übertragen und der Empfänger sterbe an einem Herz-

infarkt, es könne auch ein Erstickungsanfall oder etwas anderes sein. Wer dachte sich derartige Teufeleien aus? Wie schützten wir uns davor? Ercan meinte, wir dürften keinem Unbekannten die Hände schütteln und müßten unsere Alltagsgegenstände zuerst einmal mit dünnen Gummihandschuhen anfassen und danach durch ein Tier beschnuppern lassen. Wenn eine Fliege in kurzer Zeit eingehe, spreche das für die Vergiftung. Wir könnten Gegenstände, von denen wir vermuten, daß sie ein Kontaktgift tragen, auch durch moderne Mittel desinfizieren.

»Tolle Aussichten!«, schimpfte Marc. »Und für jede Frucht, die ich schäle, brauche ich vorher einen Vorkoster! In was für einen Sauladen sind wir hereingeraten?«

Ercan beruhigte ihn. Vergiftungen seien nicht so einfach anzubringen. Die Agenten, die derartige Schweinereien ausführten, müßten sich selbst schützen. Und Mahlzeiten könnten wir überall dort bedenkenlos konsumieren, wo dies auch andere Gäste täten.

Ich hatte genug gehört. In Gedanken beschäftigte ich mich damit, Tomy und Marc in die Schweiz fliegen zu lassen. Jeden auf einem anderen Umweg. Doch von Adiyaman aus war das nicht möglich. Der nächste Flugplatz lag in Malatya, doch der bot nur nationale Verbindungen an. Zudem waren die Spuren von Flugpassagieren von einem kleinen Flughafen aus leicht zu verfolgen. Ich brauchte eine große, internationale Drehscheibe wie Ankara oder Istanbul. Uns blieb nichts anderes übrig, als auf die Reparatur unseres Rovers zu warten und die Zeit zu nutzen. Ercan bot sich an, andertags mit uns nach Nevsehir zu fahren, dort gab es unterirdische Städte zu besichtigen, ein Rätsel, das mich seit langem reizte. Er habe auch Freunde hier, betonte er, und zu unserer Sicherheit würden stets ein Auto vor uns und ein zweites hinter uns

fahren. Die Strecke betrage rund 300 Kilometer, und in Nevsehir gebe es hervorragende Hotels.

»Wieso?«, erkundigte sich Marc, »liegt das an einem Strand? Ich habe noch nie etwas von Nevsehir gehört.«

Ercan erklärte, gleich daneben liege das Tal von Göreme mit seinen wunderbaren Felskirchen. Die Gegend sei touristisch erschlossen.

Also gingen wir einkaufen. Wir brauchten Filme, Batterien, dünne Gummihandschuhe und für Tomy andere Klamotten. Ercan besorgte zwei Zimmer in einem Hotel, das wie die Garage den Namen *Central* führte. Tomy, Marc und ich wollten gemeinsam in einem Zimmer übernachten, die innere Unruhe machte uns ängstlich. Ercan und Chantal bezogen ein Doppelzimmer. Nach einem frühen Abendessen legten wir uns in die blitzsauber bezogenen Betten. Bevor ich in einen Tiefschlaf versank, fragte ich Tomy noch, ob er jetzt Ercan übernehme.

»Erst wenn beide schlafen.«

Nicht einmal der nächtliche Ramadan-Lärm vermochte uns zu wecken. Die Strapazen des Sabotageaktes, des Fußmarsches und anderer Widerlichkeiten hatten uns ausgezehrt. Sofort nach dem Aufwachen blickte ich zu Tomy. Der lag gekrümmt im Doppelbett neben Marc. Beide schnauften tief und gleichmäßig. Nach der erfrischenden Morgentoilette – endlich eine Dusche, die funktionierte – weckte ich die beiden. Tomy war sofort hellwach, setzte sich im Bett auf, schüttelte den Kopf und konstatierte:

»Verdammt – ich hab's versaut! «

»Was hast Du versaut ?« Marc hatte sich zu Tomy gedreht.

»Ich bin eingeschlafen! Schlicht eingeschlafen!«

»Das gibt's nicht«, mischte ich mich ein. »Du bist doch eine Energieform, und die schläft nicht.«

»Dieses Wesen hier schon! Als ich gestern meine Fühler ausstreckte, beschäftigten sich Chantal und Ercan miteinander. Hätte ich Ercan übernommen, so hätte Chantal vielleicht irgendeinen Alarm geschlagen. Weiß der Himmel zu wem! Zudem wollte ich nicht, daß Chantal meine Übernahme mitbekam. Also wartete ich und dieser Zellhaufen ...« Tomy rieb seine nackte Brust, »... stellte die Bewußtseinsfunktionen ein.«

»Heißt das, Du bist angreifbar, wenn Dein irdischer Körper schläft ?«

»Meine Energieform nicht – dieser Körper schon.«

Ich bat Tomy um mehr Erklärungen, und der dozierte, ein menschliches Bewußtsein sollte man sanft, fast wie die Überredungskunst bei einer anbahnenden Liebe, übernehmen. Ercan habe sich gestern geäußert, daß er einer Übernahme nie freiwillig zustimme. Also habe er, Tomy, warten wollen, bis Ercan schlafe, um sich fast träumerisch ins Bewußtsein zu schleichen. Sicher könne er ein Bewußtsein auch überfallen, doch dies führe zu Schäden im Denkapparat. Der Übernommene könne schizophren werden oder sonstwie einen Dachschaden bekommen. Und derartige Notfälle lägen ihm eigentlich weniger.

Was jetzt? Sollten wir uns Ercan anvertrauen, obschon wir unsicher waren, ob er nicht doch hinter dem Anschlag von gestern steckte? Wir entschieden uns für das Risiko, weil wir überall – ob hier in Adiyaman oder unterwegs – das Opfer eines Anschlages werden konnten. Wir fühlten uns unsicher, egal, wo wir uns aufhielten. Tomy, Marc und auch ich selbst tasteten mit wachen Augen dauernd die Menschen um uns ab. Ein Zustand, der uns nervös machte. Nach dem Frühstück stellte uns Ercan sechs neue Männer mit verwirrenden türkischen Namen vor. Wir erwiderten den Handschlag erst, nach-

dem es Chantal getan hatte. Schließlich fuhr unsere Autokolonne aus drei Fahrzeugen los. Unser Lada mit Chantal, Ercan und uns dreien in der Mitte.

Auf gut ausgebauten Straßen verlief die Fahrt Richtung Kayseri und von dort über Göreme nach Nevsehir reibungslos. Weil wir nur eine einzige Pause einlegten, erreichten wir unser Hotel in Nevsehir bereits gegen 14 Uhr. Die Hotelanlage bestand aus vier Häusern, die sich um einen großzügigen Swimmingpool und mehrere Restaurants gruppierten. Vor der Einfahrt fiel mir ein kleiner grauer Lastwagen auf, der mit einer grünen Kunststoffplane überzogen war. Der Laster stand etwa zehn Meter vor der Hoteleinfahrt unter schattigen Bäumen und paßte nicht ins Bild. Ein älterer schlaksiger Mann mit runzligem Gesicht und dem obligaten türkischen Schnurrbart stand neben der Kühlerhaube und rauchte eine Zigarette. Auf dem Kopf einen Kunststoffhelm, wie ihn Bauarbeiter tragen. Seine Augen durch eine Sonnenbrille verdeckt. Helm und Sonnenbrille paßten nicht zum Schatten unter den Bäumen. Irgend etwas an dem Mann beunruhigte mich. Er schien uns abzuschätzen, als wir langsam in die Einfahrt bogen. An der Rezeption erkundigte ich mich nach einer Suite mit drei Zimmern. Wir wollten zusammenbleiben. Ich hatte meinen Wunsch kaum ausgesprochen, als der Hoteldirektor, ein braungebrannter Mann in weißem Hemd und dunklem Sakko, aus seinem Büro hastete und mich überfreundlich begrüßte. Ercan erklärte, er habe uns telefonisch angemeldet, und Erich von Däniken sei hier sehr willkommen. Man kannte meine Bücher und hoffte, ich würde in einem nächsten Werk über die unterirdischen Städte der Gegend berichten. Das brachte Touristen. Selbstverständlich – so der Direktor – sei die größte Suite für mich

reserviert. Wir hätten drei Einzelzimmer, die alle in denselben Wohnraum führten. Niemand könne von außen hinein, wenn wir im Zimmer den Verschlußknopf des Türschlosses drückten. Woher wußte der Hoteldirektor, daß Tomy, Marc und ich zusammenbleiben wollten und keine unerwarteten Besucher wünschten?

Wir verspürten keine Lust, den angebrochenen Nachmittag am Swimmingpool zu dösen. Ercan meinte, wir könnten durch das Göreme-Tal fahren und wenigstens eine der unterirdischen Städte besichtigen. So kurvte unsere kleine Kolonne in eine atemberaubende, bizarre Landschaft, die jeden Neuling in höchstes Erstaunen versetzte. Das Göreme-Tal war durch mehrfache Ausbrüche des nahen Erciyas-Vulkans entstanden. Schicht für Schicht hatten sich vulkanische Ausbruchmassen aus feinkörnigen Ascheteilchen auf die Landschaft gelegt und über die Jahrtausende Tuffgestein gebildet. Wind und Regengüsse wuschen das Gestein aus, die härteren Schichten überlebten länger, die weicheren wurden weggespült. So entstand eine unheimliche Mondlandschaft aus weißlichen Gesteinstürmen. Die frühen Bewohner des Tales kratzten Höhlen in die Türme und bewohnten sie. Als dann Arabereinfälle im 7. Jahrhundert das damals noch christliche Anatolien bedrohten, zogen sich die Gläubigen in die gespenstische Landschaft um Göreme zurück, später folgten Mönche, und die schnitten Kirchen und Kapellen in die Tuffsteintürme.

Einem derartigen Turm sieht man sein Innenleben nicht an. In der Tokali-Kilias-Kirche, bei der wir einen kurzen Stop einlegten, öffnete sich hinter dem bescheidenen Vorraum eine farbenprächtige Kapelle mit Freskenmalereien von byzantinischem Charakter. Öllichter flackerten, bewarfen die Felsbilder mit unregelmäßigen Lichterspielen.

Aus dem Tuffgestein geschlagene Sitzbänke luden zum Verweilen und Beten ein. Noch prächtiger war die Johannes-Kirche aus dem 9. Jahrhundert. Hier leuchteten die Farben der Felsmalereien derart frisch und glänzend, als würden sie wöchentlich nachgezogen. Ercan pries ununterbrochen die Leistungen seiner Vorfahren.

Unsere Kolonne schlängelte sich Richtung Nigde, knapp 30 Kilometer von Göreme entfernt. Unweit davon lagen die Dörfer Derinkuyu und Kaymakli, und darunter, aus dem Fels herausgekratzt, unterirdische Städte. Jahr für Jahr – so versicherte Ercan – würden neue Anlagen entdeckt, bis heute über 120, und viele darunter seien durch Tunnelnetze miteinander verbunden. Wir parkten gleich neben der Dorfkirche, 200 Meter entfernt eine kleine Holzbaracke, draußen ein Schild mit der Inschrift: subterranean Cities. Daneben ein Gartenrestaurant und einige Souvenirstände.

Ercan erklärte, die Felspassagen unter der Erde seien oft derart eng, daß nur einer hinter dem anderen marschieren könne. Bis zum 14. Stockwerk tief sei elektrisches Licht installiert. An den Wänden würden wir Pfeile finden. »Diejenigen, die nach unten weisen, sind rot, und diejenigen, die nach oben zeigen, grün.« An den Kreuzungen sollten wir uns zuerst an die roten, später an die grünen Pfeile halten. Es sei vernünftiger, er mache den Abschluß, damit keiner von uns verloren gehe. Wir schulterten unsere Kameras und stapften wie Ziegen hinter dem Leithammel, einem der Begleiter aus unserer Eskorte, her. Mitten unter den Türken Chantal. Mich überkam ein mulmiges Gefühl. War das nicht das ideale Labyrinth, um uns abzuschlachten? Nach 100 Metern Gänsemarsch in die Tiefe öffnete sich ein kleiner Saal mit drei Säulen und Sitzbänken, alles aus dem Fels herausgeschnitten.

Wir schossen die ersten Bilder. Marc zwängte sich neben mich:

»Hast Du die Pistole da?«

Ich hatte sie aus unserem Autowrack genommen und in einer Kameratasche versteckt. Schließlich konnten wir die Waffe weder in der Garage noch im Hotelzimmer zurücklassen. Offensichtlich waren unsere türkischen Begleiter ebenfalls zum ersten Mal in der unterirdischen Anlage, denn die Neugier trieb sie, sie warteten nicht, bis unsere Fotoarbeit beendet war, sondern stampften gemeinsam mit Chantal weiter in die Tiefe. Ercan, der sich hinter uns befand, erhaschte, wie ich die Pistole aus dem Kameratasche in meine blaue Windjacke schob:

»Vor was hast Du Schiß ? Hier kann Euch gar nichts passieren«, versuchte er zu beruhigen. Dann wies er darauf hin, die Anlage von Derinkuyu sei mit derjenigen von Kaymakli durch einen sieben Kilometer langen Tunnel verbunden. Trotz der 14 Stockwerke unter der Erde herrsche überall die gleiche Temperatur. Er würde uns die Luft- und Wasserschächte zeigen. Während er redete, keuchte eine japanische Reisegruppe an uns vorbei, jeder Tourist mit einer kleinen Taschenlampe bewaffnet. Ercan drängte zum Weitergehen, denn die Anlage würde um 18 Uhr geschlossen; zudem würden wir morgen weitere unterirdische Städte der Umgebung aufsuchen. Also trabten wir weiter, manchmal gebückt, an einigen Stellen sogar kriechend auf allen vieren. Wir durchstreiften herausgemeißelte Säle, die uns Ercan als Schlafstätten verkaufte, dann angebliche Wohnräume, Ställe, Weinkeller und steil in die Tiefe gekrümmte Passagen, die plötzlich vor zwei Meter durchmessenden runden Steintüren endeten. Es folgten Wasserbrunnen, Lüftungsschächte und vereinzelt Kreuzpassagen, an denen gleich zwei farbige Pfeile ange-

bracht waren. Die roten wiesen nach unten die und grünen nach oben.

Tatsächlich kam keiner von uns ins Schwitzen, wie ich dies von anderen muffigen Höhlenlabyrinthen kannte. Die Temperatur blieb in jedem Stockwerk konstant, Ercan sollte recht behalten. Nirgendwo bemerkte ich eine Gravur an den Wänden, keine Zeichnungen, Daten oder Namen waren hineingeritzt worden. Die Erbauer oder besser Herauskratzer der unterirdische Stadt hielten es mit der Anonymität. Ercan sprach von 30 000 Menschen, die sich aus irgendwelchen Gründen in der Tiefe verschanzt haben mußten. 30 000 pro Stadt. Das ergab, wenn andere Anlagen weniger als 30 000 aufnehmen konnten, immer noch weit über eine Million Seelen, welche die unterirdischen Städte als Fluchtburgen benutzt hatten. Aus Angst vor wem oder was?

Mitten in unserem Gespräch fiel die Elektrizität aus. Wir standen gerade an einem Kreuzungspunkt, eben noch hatte ich die roten und grünen Pfeile an der Wand bemerkt. Ercan mußte einige Meter hinter uns sein, denn wir hörten seine Stimme:

»Keine Panik! Das geschieht hier öfters. Das elektrische System ist überlastet, und da brennen Sicherungen durch. In wenigen Minuten ist das Licht wieder da.«

Zwischen Taschentüchern, Zigaretten und Batterien erahnte ich mein Feuerzeug. Der Lichtschein huschte an die Decke. Marc und Tomy rückten zu mir. Ich drückte Marc das Feuerzeug in die Hand, würgte die Pistole aus der Windjacke. Das mickrige Flammenzünglein des Feuerzeugs reichte gerade, um unsere blassen Gesichter zu erhaschen. Marc ging es wie mir. Wir hatten Angst.

»Raus hier! « Von irgendwoher vernahmen wir spitze Schreie, mir schien, als kämen sie von den japanischen

Touristen. Dann echote ein Gelächter durch die Schächte. Keiner wußte, woher die Stimmen kamen. Über uns? Unter uns? Marcs Feuerzeug erhaschte den grünen Pfeil an der Decke. Ich kommandierte:

»Los, sofort Richtung oben! Ich mache mit der Pistole den Schluß!« Solange die Schächte eng waren und nach oben verliefen, kappte Marc die Flamme des Feuerzeugs. Die Schachtwände rechts und links lagen derart nahe, daß man sie ohnehin mit dem Körper berührte. Der Tastsinn genügte, um mit raschen Schritten nach oben zu gelangen. Zudem wurde das Metall des Feuerzeuges heiß. Wir keuchten hintereinander durch das Labyrinth, als sei es ein Termitenbau und wir von unsichtbaren Monstren gejagt. Stets dann, wenn Marc an der Spitze eine Kreuzung ertastete oder merkte, daß das Rattenloch nach unten verlief, suchte er mit dem Feuerzeug nach dem grünen Pfeil. Es mochten zwei Minuten vergangen sein, und keiner von uns ahnte, wie viele Stockwerke noch über uns lagen, da flammte das elektrische Licht wieder auf. Jetzt tropfte uns trotz der konstanten Temperatur der Schweiß aus allen Poren, mein Herz raste. Vor uns ein kleiner Raum. War es derselbe, den Ercan vorhin als Weinkeller angepriesen hatte? Wo blieb Ercan überhaupt?

»Der muß hinter uns sein«, sagte ich unsicher. »Und Chantal mit den sechs Türken aus den zwei Autos ist entweder vor uns oder sie sind andere Gänge abgelaufen.«

Wir deponierten die Kamerataschen am Boden, verschnauften, warteten auf Ercan. Dann riefen wir nach ihm, es hallte hinauf und hinunter. Keine Antwort. Tomy meinte, hier gebe es derart viele Kreuzungen, daß Ercan womöglich längst am Tageslicht sei und am Kaffee nippe. Also weiter nach oben, stets unterbrochen von minütigen

Verschnaufpausen. Endlich ein grüner Pfeil und darunter die Beschriftung: Exit 100 meters. Ich verstaute die Pistole wieder in einer Kameratasche, und wir stapften, Schritt für Schritt erleichterter, dem Abendlicht entgegen.

Direkt hinter dem Ausgang aus der Unterwelt lagen ein Gartenrestaurant und einige Verkaufsstände mit Postkarten und Souvenirs. An zwei zusammengezogenen Tischen saß Chantal inmitten der sechs Türken aus den Begleitautos.

»Wo ist Ercan?«, erkundigte sie sich.

»Der muß hinter uns sein. Als das Licht ausging, verloren wir ihn.«

»Der kennt sich hier aus. Er wird schon auftauchen.«

Wir bestellten Tee und Cola, und während ich den japanischen Touristen zuschaute, die aufgeregt schwatzend um Souvenirs feilschten, bemerkte ich, wie im Hintergrund zwischen den Bäumen ein kleiner grauer Laster mit grüner Plane rückwärts an eine bestimmte Stelle manövrierte. Ich erhob mich, um mehr zu sehen. Dort, wo der Laster jetzt stand, befanden sich am Boden ein rundes Mäuerchen und darüber zwei quergestellte Holzbalken mit einem einfachen Seilzug. Drei Männer hantierten daran herum, dann schoben sie ein rundes Metallgitter von einer Öffnung weg. Offenbar lag darunter einer der Luftschächte zur unterirdischen Stadt. Ich sah, wie der Seilzug hinuntergelassen wurde und nach wenigen Minuten mit einem dieser großen Metallfässer, wie sie Ölfirmen verwendeten, wieder an der Oberfläche auftauchte. Dann kletterte ein Mann aus dem Laster. Irrte ich mich, oder war das derselbe runzlige Typ mit dem Kunststoffhelm und der unpassenden Sonnenbrille, der vor dem Hotel in Nevsehir gewartet hatte? Der Behelmte, wieder mit einer Zigarette im Mundwinkel, blickte sich um und gab An-

Weisungen, das Faß auf die Ladefläche zu wuchten. Dort wurde es festgezurrt, die Plane heruntergelassen, und der Laster ratterte weg.

Was gab es in der Tiefe zu verladen? Enthielt das Faß Abfälle der Touristen?

Inzwischen verstrich eine Viertelstunde. Ercan fehlte immer noch. Er war zwar ein Schwätzer und mochte mit irgendwem herumstehen – jedoch war es nicht seine Art, uns hängen zu lassen. Ich sprach Chantal darauf an. Die redete mit den sechs Türken an ihrem Tisch.

»Wir suchen ihn«, meinte sie, und die Gruppe erhob sich, nur um gleich wiederzukommen. »Der Eingang ist geschlossen, er wird jeden Abend um diese Zeit zugemacht. Einer der Wächter hat einen abschließenden Rundgang durchgeführt. Da unten ist niemand mehr.«

»Und wo steckt Ercan?«, blaffte ich zurück. »Der hat sich ja nicht in Luft aufgelöst!«

Ratlos schauten wir uns an. Die Minuten verstrichen, die Japaner begannen ihren Bus zu besteigen. Direkt neben meinem Stuhl verlief ein gerades Mäuerchen, das zur Umzäunung des Restaurants gehörte. Ich blickte zu Tomy, bat ihn, sich rücklings auf das Mäuerchen zu legen. Er verstand sofort, was ich wollte. Also legte er sich hin, Marc und ich schoben unsere Stühle diskret neben seinen Körper. Zu Chantal sagte ich noch, Tomy möchte sich einige Minuten hinlegen, er fühle sich nicht wohl. Auch sie begriff rasch, was wir im Sinne führten, und unterhielt die Türken.

»Ich bin zwar kein Suchhund«, lächelte Tomy, »aber hier geht's um Hilfe.« Dann schloß er die Augen.

Diesmal verlor er die Gesichtsfarbe nur für wenige Sekunden und war gleich wieder da. Er setzte sich auf, ließ die Beine baumeln und sprach die sechs Worte, die

ich insgeheim befürchtet hatte: »Es gibt keinen Ercan Güsteri mehr!«

»Bist Du sicher?«

»Absolut sicher. Ercan ist tot.«

Aufgeregt mischte sich Marc dazwischen: »Hast Du seine Leiche gesehen?«

»Nein. Ich kann nur Lebende übernehmen. Tote haben kein Bewußtsein.«

Das Faß! Der Mann mit dem Helm und dem Schnurrbart, durchzuckte es mich. Es war sinnlos, den Laster zu suchen, denn mit einer Leiche in einem Metallfaß hätten wir auch nichts anfangen können. Weshalb Ercan und nicht wir? Was hatte er falsch gemacht? Als Chantal still zu weinen begann und sich die Tränen abwischte, wirkte sie geradezu sympathisch. Die sechs Türken unserer Begleitung redeten durcheinander, ohne zu wissen, was für uns Gewißheit war, dann suchten sie einen Wächter der unterirdischen Stadt und brachten ihn soweit, das Gitter wieder zu öffnen und die Lichtmaschine anzuwerfen. Alle verschwanden im dunklen Loch, um Ercan zu suchen. Ich wußte, daß sie ohne ihn zurückkehren würden.

Chantal setzte sich neben Marc, der seinen Zorn auf sie offenbar vergaß und sie tröstete.

»Wir müssen raus aus diesem Land«, sagte sie leise. »Keiner ist mehr sicher, ich auch nicht. Wer immer Ercan als Mitwisser umbringen ließ, kann dasselbe mit Euch und mit mir tun.«

Die Situation war vertrackt. Nur die Nerven und den Verstand behalten! Unser Rover stand in der *Central Garage* von Adiyaman, mindestens ich mußte dorthin zurück, um das Auto zu holen. Das Gepäck lag in der Suite des Hotels in Nevsehir, knapp 30 Kilometer vom gegenwärtigen Standpunkt entfernt. Der gemietete Lada

von Ercan stand hier auf dem Parkplatz, und unsere türkischen Begleiter mußten mit ihren zwei Autos ebenfalls nach Adiyaman zurück. Diese Männer wußten aber, daß Ercan mit Tomy, Marc und mir in das Labyrinth der Rattenlöcher gekrochen war. Würden sie uns für Ercans Verschwinden verantwortlich machen? Woher wollten wir – in ihren Augen – wissen, daß Ercan tot war? Ohne Leiche? Wie kamen wir aus diesem Schlamassel heraus? Ganz abgesehen davon, daß irgendwer versuchte, uns alle etappenweise ins Jenseits zu befördern! Dieser »Irgendwer« oder diese »unsichtbare Macht« mußte gut organisiert sein und hervorragende Beziehungen haben, sonst wären derartige Spiele, wie der Abtransport von Ercans Leiche aus einer unterirdischen Anlage, nicht möglich. Und ganz offensichtlich – selbst wenn die Iraner dahinter steckten – wirkte der Einfluß dieser »unsichtbaren Macht« auch in der Türkei. Ercans Vater war Abgeordneter des türkischen Parlamentes gewesen – ob er es heute noch war, wußte ich nicht –, also stammte Ercan aus einer guten türkischen Familie. Wie würde diese Familie auf seinen Tod reagieren? Hatte Ercan Brüder? Würden sie vielleicht mir die Schuld für seinen Tod zuschieben? Baute sich von Ercans Familie eine zusätzliche Front gegen uns auf?

Ich fragte Chantal nach ihrer Meinung und wollte auch wissen, ob sie denn über ihre Beziehungen – seien es die iranischen oder die französischen – nicht irgendeine Art von Schutz für uns anfordern könne.

Sie schwieg einige Minuten, dann:

»Ich habe keine Ahnung, wie ich das anstellen könnte. Mit Sicherheit wissen wir nicht mal, wer hinter dem Sabotageakt vom Nemrud Dag und hinter dem Mord an Ercan steckt. Ein iranischer Dienst? Möglich. Ich schnappte im Büro in Teheran mal irgendeine Bemerkung auf,

Tomy sei ein Monster und gehöre nicht hierher. Ein türkischer Dienst? Nicht auszuschließen, aber weshalb? Dann müßten die Türken im Auftrag der Iraner handeln, und das ist in der kurzen Zeit eher unwahrscheinlich. Oder hat der Mord an Ercan überhaupt nichts mit uns zu tun, und es handelt sich um irgendeine Abrechnung, die nur Ercan oder seine Familie angeht?«

»Vielleicht solltest Du uns mal etwas mehr über Deine Aufgaben wissen lassen«, bemerkte Marc trocken. »Wer sind denn Deine Chefs? Von wem kriegst Du Anweisungen? Welche Art von Anweisungen?«

Chantal rang mit sich. Schließlich erfuhren wir, die Geheimdienste vieler Staaten hielten untereinander Verbindung. Die Dienste würden immer dann zusammenrücken, wenn die Angelegenheit mehrere Staaten betreffe. Tomy sei so ein Fall.

»Weshalb denn?«, wollte ich wissen. »Tomy tut doch niemandem etwas zuleide! Und wenn irgend so ein Blödmann Tomy als >Monster< bezeichnet, weshalb jagen sie dann nicht nur und ausschließlich Tomy, sondern auch uns alle und neuerdings einen Ercan, der in Teheran gar nicht dabei war? Das ist doch alles widersinnig!«

»Erich, Du verstehst die Zusammenhänge nicht.« Chantal sagte es leise und blickte mir direkt in die Augen. »Bis vor kurzem glaubte ich die Geschichte nicht, Tomy sei ein Außerirdischer. Ich dachte an spezielle Fähigkeiten, die man PSI-Energien nennt. Jetzt aber fange ich an, es zu glauben, und in Teheran gibt es offensichtlich mehrere, und zwar wissenschaftlich geschulte Persönlichkeiten, die dasselbe tun. In ihren Augen ist Tomy eine unglaubliche Gefahr für die menschliche Gesellschaft. Stell' Dir nur vor, er übernimmt einen Regierungschef oder meinetwegen den Papst. Denk mal weiter, Erich! «

Wir schwiegen. Aber was hatte Ercan damit zu tun?

Chantal entwickelte ein analytisches Denken, das ich ihr weniger zugemutet hätte:

»Sofern Ercan überhaupt wegen Tomy verschwinden mußte, was wir nicht wissen, bin ich an seinem Tod schuld. Ich berichtete Ercan alles über Tomy und auch über die Terroristenjagd im *Interconti* in Teheran. Zwar fraß Ercan die Geschichte mit dem Außerirdischen nicht, aber er glaubte an PSI-Fähigkeiten. Unsere Gespräche fanden nur im Hotelzimmer oder in Ercans Lada statt. Logischerweise müssen wir abgehört worden sein. An einem oder am anderen Ort – oder an beiden. – Ich sollte schnell zurück ins Hotelzimmer, muß unter die Dusche und die Wäsche und mein Gepäck durchsuchen, vielleicht trage ich einen Mikrosender.«

»Herrlich!«, spottete Marc. »Dann würde unser Gespräch jetzt abgehört, und die >unsichtbare Macht< wüßte, was wir planen. Wir hören besser auf zu reden, duschen uns gegenseitig ab und durchsuchen unser Gepäck alle miteinander. Wie findet man einen Mikrosender ?«

»Lege die Wäsche am Boden aus und trample darüber. Du hörst es knirschen!«

Nach und nach tauchten unsere türkischen Begleiter wieder aus der Unterwelt auf. Chantal war clever genug, sie nicht wissen zu lassen, was wir wußten. Von der türkischen Unterhaltung verstand ich zwar nichts, doch die fragenden Gesichter und ihre Gestik sagten dasselbe: Wo ist Ercan? Chantal übersetzte, die Türken seien der Meinung, wir sollten noch warten, zudem habe keiner den Schlüssel des Lada. Inzwischen spendete die Sonne ihre letzten Strahlen, kleine Windlichter wurden auf die Tische gestellt. Ercan blieb verschwunden. Logo. Meine Begleiter und ich wollten ins Hotel nach Nevsehir zu-

rück. Einer der Männer meinte sogar, vielleicht sei Ercan bei einem unerwarteten Liebesabenteuer, sei womöglich mit einem anderen Auto ins Hotel gefahren. Die Runde lachte krampfhaft. Selbst wenn Ercan mit viel Verspätung hier auftauche, sei es für ihn kein Problem, ins 30 Kilometer entfernte Hotel zu fahren. Er kenne sich aus. Also beschlossen wir, nach Nevsehir zurückzukehren. Der dickste Türke unserer Begleitung brach mit einfachen Mitteln Ercans Lada auf, manipulierte etwas unter der Motorhaube, und das Auto startete. Chantal, Marc, Tomy und ich im Lada, ich am Steuer. Vor und hinter uns die türkische Begleitmannschaft.

Wie sollte es weitergehen? Ich schlug vor, morgen alleine nach Adiyaman zurückzufahren, die Reparatur des Rovers abzuwarten und das Fahrzeug dann nach Istanbul zu chauffieren. Dort könnte ich es mit Hilfe eines Zollagenten nach Venedig verschiffen lassen. Meine Begleiter waren dagegen. Keiner wollte mich alleine lassen. Auch hatte ich die Idee, Marc und Tomy getrennt voneinander ab Ankara oder Istanbul in eine westeuropäische Stadt fliegen zu lassen. Nach Wien, Rom, London oder egal wohin. Auch dieser Plan fand keine Zustimmung. Immerhin waren wir uns einig, das Land so rasch wie möglich zu verlassen.

Im Hotel lud ich unsere türkische Begleitmannschaft zum Nachtessen ein, und da sich alle weigerten, Nevsehir ohne Ercan zu verlassen, erkundigte ich mich nach einem Mietwagen. Kein Problem an einem Touristenort. Schon eine Stunde später wurde mir ein fast neuer VW übergeben. Ich telefonierte mit Elisabeth in der Schweiz, hütete mich, Einzelheiten zu erzählen, und sagte nur, ich hätte einen Autounfall erlebt, doch Marc und ich seien wohlauf. Von Tomy wußte Elisabeth nichts. Ob sie alle meine

Kreditkarten-Rechnungen beglichen habe?, fragte ich, denn ich brauchte wahrscheinlich frisches Geld. Und dies konnte ich im Büro von *American Express* in Ankara beziehen – sofern keine offenen Rechnungen bestanden. Im Hotelzimmer suchten wir unsere Körper nach Mikrosendern ab, legten die Klamotten mitsamt der Unterwäsche auf den Boden und trampelten darauf herum. Es knisterte nicht. Chantal hatte gewünscht, Marc möge bei ihr einziehen und sie beim Suchen nach Mikrosendern unterstützen, doch er war dazu nicht reif.

Anderntags informierte mich der Hotelmanager, meine türkischen Freunde seien wieder nach Derinkuyu zurückgefahren, um Ercan zu suchen. Vielleicht habe er, als das Licht ausfiel, im Dunkeln die unterirdische Passage zur Nachbarstadt Kaymakli erwischt, vielleicht sei er gestürzt, habe sich ein Bein gebrochen und warte auf Hilfe. Vielleicht. Ich wußte es besser. Und schwieg.

Meine Gruppe mitsamt Chantal beschloß, auf dem Weg nach Adiyaman einen Umweg zu einem archäologischen Fundort zu fahren. Es half nichts, zu früh in Adiyaman anzukommen und däumchendrehend auf die Reparatur des Rovers zu warten. Selbstverständlich hatte ich vorher mit Herrn Gürüp von der *Central Garage* telefoniert, und der beteuerte, die Reparatur brauche noch zwei Tage. Also fuhren wir von Nevsehir Richtung Kayseri und anschließend nach Norden bis zur Ortschaft Bogazkale. Der VW bewährte sich auch auf der schauderhaftesten Straße. Immer wieder blickten wir zurück. Niemand folgte uns. Kurz vor dem Ziel führte die Strecke in steilen Kurven einen Berghang hinauf. Oben die jahrtausendealten Überreste von Hattuscha, der ehemaligen Hauptstadt der Hethiter. Von Ferne betrachtet, schmiegten sich die Ruinen an den Hang, als seien sie natürliche

Bestandteile des grauen Felsens. Dann eine mächtige Zyklopenmauer, und aus den geschwungenen Monolithen herausgehauen zwei Löwen mit aufgerissenem Rachen. Auf dem höchsten Punkt innerhalb der Mauer befand sich die sogenannte Königsburg, eine Namensgebung der Archäologen unserer Zeit. Ich erinnerte mich: Um 1300 v. Chr. waren die Hethiter unschlagbar gewesen. Sie waren bis nach Nordsyrien vorgestoßen und hatten die babylonische Dynastie Hammurabis zu Fall gebracht. Selbst ein ägyptisches Heer hatten sie um 1285 v. Chr. bei Kadesch in die Flucht geschlagen. Und – auch das gehörte zur Geschichte – genau wie in Ägypten behaupteten die Hethiter, ihre ersten Könige seien Gott-Menschen gewesen. Direkt vom Himmel herabgestiegen.

Von der ehemaligen Pracht blieb wenig. Zyklopenmauern, ein Tunnel durch eine schätzungsweise 30 Meter dicke Mauer, und unten, beim Eingang zu Hattuscha, tatsächlich gewaltige monolithische Bodenplatten, in die rechte Form geschlagen und poliert mit Werkzeugen, von denen wir keine Vorstellung besaßen. Ich erinnerte mich an Ercans Version von Atlantis. Unweit dieser Bodenplatten megalithische Mauern, aus einem Stück herausgeschnitten, als seien sie einst weich gewesen und die Hethiter hätten Käse zerteilt. Ich kannte derartige Gewaltsbrocken von anderen archäologischen Fundorten, von Abydos in Ägypten, von Mykene in Griechenland, von Malta im Mittelmeer, doch auch von Cuzco im fernen Peru. Weshalb nur – und diese Frage beschäftigte mich seit Jahrzehnten – haben sich unsere Vorfahren die Mühe gemacht, mächtige monolithische Bauten zu errichten, das Baumaterial oft Hunderte von Kilometer über gebirgiges Gelände zu schleifen, wo man doch genauso gut kleinklein hätte arbeiten und die Steine aufeinander schichten

können? Warum erwiesen sich die ältesten Kulturdenkmäler als die gewaltigsten? Sind vielleicht doch Werkzeuge oder ein Wissen jener Götter zum Zuge gekommen, die später entschwanden? Beherrschten unsere Vorfahren Techniken, von denen wir Heutigen keine Ahnung mehr haben?

Als wir zum VW zurückkamen, saß auf dem Feldweg, wenige Meter vom Auto entfernt, ein älterer Mann vor einer umgestürzten Blechtonne. Offenbar sah ich bereits Gespenster und griff nach der Tasche mit der Pistole. Da trat ein Knabe auf uns zu, in seiner offenen Schürze Souvenirs, die er als echt pries. Hethitische Messer, Figürchen, Tonsplitter, fahle Knochen mit Einritzungen und Rollsiegel. Letztere konnten tatsächlich echt sein. Ich hütete mich, irgend etwas, das auch nur verdachtsweise echt sein könnte, zu erstehen. Dafür landete man in der Türkei und anderswo gleich jahrelang im Gefängnis. Inzwischen hatte der Alte begonnen, Holzsplitter in seiner Blechtonne anzuzünden. Mit einem Strohwedel fächerte er Luft hinein und stapelte dickere Holzstücke drauf. Ein dünner Rauchfaden stieg zum blauen Himmel. In freundlichem Tonfall unterhielt sich Chantal mit dem Mann, und erklärte, dies sei der Wächter von Hattuscha und des Felsheiligtums von Jazilikaja. Wir müßten eine Gebühr für unsere Besichtigung entrichten.

»Was für ein Felsheiligtum?«, wollte ich wissen. Ich hatte nie etwas von Jazilikaja gehört.

Der Knabe führte uns an den Berghang durch eine schmale Lücke zwischen zwei Felsen. Ich bat meine Begleiter, die Augen offenzuhalten, weil mein Gehirn ständig irgendeine Schweinerei vermutete. Wir gelangten in eine nach oben offene Steinkammer, von deren Wänden uns Figuren entgegenstarrten. Gottheiten in Flachreliefs,

alle mit strenger Mine, blitzsauber aus dem Fels herausgehämmert. Die Gestalten trugen Schwerter und Keulen in den Händen, einige Ohrringe und alle Spitzmützen, die an die Mitras, die zeremoniellen Kopfbedeckungen von christlichen Bischöfen, erinnerten. Dann waren ganze Bildsequenzen regelrecht von einem Rahmen umgeben, darüber schwebten die göttlichen Adler, zumindest nannte man sie so. Mich erinnerten sie an den ägyptischen Fliegergott Horus, den Sohn von Osiris und Isis. Vereinzelt hielten die Göttergestalten Gegenstände in ihren Fäusten, die zwischen den Beinen zum Boden verliefen. Um sich ein Bild zu machen: Preßlufthammer zwischen den Beinen. Mir waren sehr ähnliche Darstellungen aus einer ganz anderen Ecke der Welt geläufig: aus Copan in Zentralamerika, der Kultur der Maya. Also packten wir unsere Kameras wieder aus und begannen zu fotografieren. Vorher hatte ich Chantal gebeten, den schmalen Felseingang zu bewachen und zu schreien, wenn jemand anrücke.

Wir blieben allein. Hatte die »unsichtbare Macht« unsere Spur verloren? Im Grunde, dachte ich, würden sie uns ohnehin wiederfinden, denn unser Rover stand in der *Central Garage* von Adiyaman. Und das wußten sie.

Gegen 16 Uhr kurvten wir dieselbe Strecke zurück, auf der wir hergekommen waren, und bezogen ein anständiges Hotel in Kayseri. Außer daß Chantal Marc in ihrem Zimmer haben wollte, was der immer noch vermied, geschah nichts von Bedeutung.

Andertags ging es über Malatya zurück nach Adiyaman und schnurstracks in die Hinterhöfe der *Central Garage*. Stolz präsentierte uns Herr Gürüp den Rover. Die Reparaturen waren flott vorangekommen, die schlimmsten Blechschäden ausgebeult, neue Schläuche und Kabel in die Bremsen gezogen worden. Sie würden den Wagen

heute abend noch spritzen, versicherte Herr Gürüp, damit er über Nacht trockne. Dann müßten nur noch die Räder dran, und wir könnten losfahren.

Beim Nachtessen erkundigte sich an der Rezeption ein uniformierter Polizist nach mir und begleitete zwei Zivilisten an unseren Tisch. Sie verhielten sich sehr höflich, zeigten die Ausweise einer Dienstelle – Chantal sagte, es handle sich um eine höhere Polizeistelle – und wollten von mir alles über Ercan Güsteri wissen. Seit wann wir uns kennen, wie oft wir zusammengewesen seien, ob er mich in der Schweiz besucht habe und – natürlich – was wir über sein Verschwinden sagen könnten. Wir gaben geduldig Auskunft. Am Ende der Befragung wünschte der Ältere noch zu wissen, wie lange wir in der Türkei blieben und welche unsere nächste Station sei. Schließlich, zuvorkommend lächelnd, zog er zwei meiner Bücher aus seiner Aktentasche und bat um Autogramme.

»Die wissen, daß Ercan weg ist, aber sie haben keine Leiche«, konstatierte Chantal. Wir diskutierten, einer der Männer aus Ercans Begleitmannschaft habe wohl eine Vermißtenmeldung aufgegeben, doch könne dies nicht dieselbe Abteilung der Behörde sein, die Ercan im Ölfaß wegschaffen ließ.

»Ich habe schon gesagt«, drängte Chantal, »vielleicht hat Ercans Verschwinden gar nichts mit uns und Tomy zu tun, sondern es geht um eine Abrechnung anderer Art.« Daran glaubte ich nicht. Die Organisation mit dem Kleinlaster, den Männern am Seilzug und dem Ölfaß war eine Nummer zu groß für eine persönliche Abrechnung.

Mein Ziel am nächsten Tag war, die gesamte Strecke von Adiyaman bis Ankara, schätzungsweise 600 Kilometer von Ost nach West, durchzufahren. Wir alle wollten

raus aus der Türkei und so nahe wie möglich an die Schweiz. Telefonisch reservierte ich zwei Zimmer im Hotel *Sheraton* in Ankara, das ich von früheren Besuchen kannte. Zudem war ich Mitglied des *Sheraton-Clubs* und bekam selbst dann eine Unterkunft, wenn das Haus ausgebucht war.

Herr Gürüp von der *Central Garage* hielt Wort, unser Auto stand blitzsauber und frisch gespritzt auf neuen Rädern. Bevor ich mich in den Rover setzte, bat ich den Garagenchef, dies zu tun und die Hände ans Steuerrad zu legen. Ich möchte – log ich, was Tomy mit einer Grimasse quittierte – ein Souvenirfoto von ihm schießen. Er sei der beste Automechaniker der Welt. Dann verluden wir unser Gepäck, Chantal neben ihrem großen Koffer auch noch eine graue Mappe mit Metallbeschlägen an den Ekken, die sie nie aus den Händen gab. Wir erfuhren, darin befänden sich Dokumente, die sie selbst nicht kenne, aber in der französischen Botschaft in Ankara abliefern müsse. Wir hatten schon genug Ärger am Hals und hofften inbrünstig, niemand möge eine Jagd auf Chantals graue Mappe veranstalten. Vorher, doch dies am Rande, reinigten wir mit Gummihandschuhen und einem scharfen Desinfektionsmittel sämtliche Stellen im Auto, die wir je mit den Händen anfassen würden. Vom Radio über das Handschuhfach bis zum Griff der Hecktüre. Wir trauten niemandem mehr.

Unsere Vorsicht erwies sich als unbegründet. Auf der langen Fahrt nach Ankara erzählte ich meinen Begleitern alles wesentliche, was ich in den vergangenen Jahren über Außerirdische herausgefunden hatte. Tomy kannte mein Wissen nur bis zu meinem 22. Geburtstag, Marc hatte gerade mal ein einziges Buch von mir gelesen, und Chantal wußte kaum etwas über meine Tätigkeit als Forscher. Für

mich war es normal, ständig mit Fragen bombardiert zu werden, und Chantal und Marc machten auch ausgiebig davon Gebrauch. Tomy hingegen unterbrach kein einziges Mal. Schweigend hörte er zu, in seinem Gesichtsausdruck und um seine Lippen jenes undefinierbare Lächeln, das nicht zu durchschauen war. Zustimmung oder Ablehnung? Spott oder Wissen? Kurz vor Ankara fragte er, ob ich freiwillig zustimme, daß er mich übernehme. Es sei das vernünftigste, um mein Denken zu verstehen. Natürlich war ich einverstanden. Unbehelligt erreichten wir Ankara am frühen Abend. Chantal hatte sieben Stunden Zeit gehabt, sich während der Fahrt an Marc heranzumachen. Prompt bezogen die beiden im *Sheraton* ein Doppelzimmer.

Tomy und ich erhielten eine Suite mit zwei Zimmern. Während Marc und Chantal sich miteinander vergnügten, wurde ich von Tomy übernommen. Wobei letzteres von ganz anderer Qualität war als ersteres.

... UND ES WURDE LICHT!

Es war unser letzter Abend im Hotel *Souvretta-House,* und wir beschlossen, alkoholfrei zu bleiben. Marc und ich tafelten bei Mineralwasser im gediegenen Speisesaal. Hier servierten die Chefs de rangs noch in Schwarz und die Lehrlinge in Weiß. Ihre Schritte verschwanden unhörbar im hellblauen Spannteppich. Überall flackerten Kerzen, die Kronleuchter verstreuten zusätzlich gedämpftes Licht, und von den Gästen vernahm man kaum mehr als ein dunkles Murmel-murmel. Die Speisen, zwar oft dieselben, doch niemals die gleichen, wurden nicht einfach aufgetragen, sondern von mehreren Fachkräften gemeinsam am Tisch zelebriert. Hier wurde ein Diner zum Genuß und zur Show. Im Hintergrund, einem Pianolo entlockt, sanfte Klänge aus aller Welt.

»Tomy hatte Dich damals im *Sheraton* in Ankara übernommen«, Marc tuschelte es mit Erwartung in der Stimme, »aber Du hast nie darüber geredet. Sag' endlich, was ist eigentlich passiert ?«

»Kann ich nicht.«

»Kannst nicht oder willst nicht?«

»Wollen täte ich schon, aber mir fehlen die Worte.«

»Mann! Du bist Schriftsteller! Menschen wie Du haben gelernt, Dinge zu beschreiben.«

Ich nickte. »Stimmt. Aber nicht das Unbeschreibliche.«

Marcs Neugier ließ nicht locker. Er bohrte und bohrte, drang in meine Gedanken und bettelte, begann schließlich zu spötteln:

»Habt Ihr etwa Sex gehabt ?«

»So ein Quatsch«, schoß ich zurück. »Ich war nie schwul und Tomy schon gar nicht.« Und dann, mit einem befreiten Lachen: »Oder kannst Du Dir vorstellen, daß ich es mit meinem eigenen Bruder treibe? Ich bitte Dich!«

»Wieso tust Du denn so geheimnisvoll? Schließlich hatte Tomy mich auch mal übernommen, ich hab' Dir's ja beschrieben.«

Gott sei Dank konsumierten wir heute keinen Alkohol. Ich begann meine Erinnerungen zu sortieren, mich zurückzuversetzen in jene Nacht im *Sheraton* in Ankara, als Marc und Chantal das Allzumenschliche fühlten und Tomy und ich uns in schweren Ledersesseln gegenübersaßen. Auf Tomys Lippen immer noch dieses unbeschreibliche Lächeln wie von einer anderen Wolke, als er mich fragte, ob ich es immer noch wünsche. Auf mein Nicken meinte er, ich könne getrost hier sitzen bleiben, doch für ihn sei es wohl besser, er lege sich hin, so würde der Körper nicht umkippen. Was dann geschah, ist im Sinne des Wortes unbeschreiblich, und wenn ich es dennoch versuche, dann mit sprachlichen Krücken, mit Worthülsen, die Gefühle niemals erreichen, mit einem gelähmten Verstand, der mir verwundet vorkommt. Ich versuche etwas zu be-schreiben, das sich nicht mal um-schreiben läßt, das unfaßbar bleibt, auch wenn ich es immer wieder aus der Erinnerung hervorhole. Der Verstand bleibt ohnmächtig angesichts dessen, was während Tomys Übernahme in meinem Bewußtsein geschah.

»Stell Dir vor«, sagte ich zu Marc, »Du wärst in einer Quizsendung vor einem Millionenpublikum. Und Du hättest die unglaubliche Fähigkeit, alles zu wissen, was Menschen je in Büchern veröffentlichten. Der Quizmaster würde Dir ein dickes Buch reichen und Dich fragen,

was auf Seite 421, zweiter Absatz, dritte Zeile stehe. Du darfst das Buch nicht öffnen, um nachzulesen, statt dessen drückst Du den Schinken kurz an Deine Schläfe und antwortest: >Auf Seite 421, zweiter Absatz, dritte Zeile steht: *Als die Nacht hereinbrach, griff die Schlampe zum vierten Whisky*<. Das Zitat stimmt, das Publikum applaudiert tosend, und der Quizmaster bringt Dir gleich ein neues Buch. Es trägt den Titel *Das Wissen der alten Chinesen.* Du hast das Buch in Deinem ganzen Leben noch nie zu Gesicht bekommen. Der Quizmaster fragt erneut: ›Was steht auf Seite 114, dritter Absatz, erste Zeile?< Du hältst das Buch an Deine Schläfe, schließt die Augen und antwortest: >Dort steht: *Zum Kompaßkurs gehörten auch die Sternpeilungsberichte der Nacht.*< Auf einem großen Display können das Saalpublikum und das Fernsehpublikum daheim nachlesen, was tatsächlich auf Seite 114, dritter Absatz, erste Zeile steht. Und Dein Satz stimmt wortgetreu mit demjenigen auf dem Display überein. Wieder tobt das Publikum und der Quizmaster stellt nickend und anerkennend fest: >Das ist ja unglaublich! Geradezu unfaßbar! Wie machen Sie das nur?< Was, lieber Marc, willst Du antworten?«

Wir blickten uns an. »Eine derartige Fähigkeit gibt es nicht, und wenn es sie geben würde, wüßte ich tatsächlich nicht, was ich antworten sollte.«

»Ich bin in einer ähnlichen Situation. Was nach Tomys Übernahme in meinem Bewußtsein geschah, ist nicht erklärbar.«

»Kannst Du es mit Bildern versuchen?«, hakte Marc nach. »Du mußt doch irgend etwas gesehen haben, und wenn es nur ein paar Farbfetzen gewesen wären – oder?«

»Marc«, meinte ich etwas resigniert, »ich versuche mal, Dir ganz vage zu schildern, was sich abspielte. Wobei das

Wort >sehen< ohnehin falsch ist. Mit meinen Augen sah ich schon gar nichts, denn ich hatte keine Augen. Nachdem Tomy auf sein Zimmer gegangen war, legte ich meine Arme auf die breiten Lehnen des Ledersessels, schob den Kopf ins Genick, starrte zur Deckenbeleuchtung und hob meine Füße auf das niedrige Tischchen. Dabei stieß ich eine Mineralwasserflasche um und wollte mich danach bücken. Doch dazu kam ich nicht mehr. Urplötzlich wurde ich federleicht, hob ab, flog durch die Decke, die Betonmauern des Hotels, und gleichzeitig überfielen mich Wogen von Glück, die mit menschlichen Sinnen nicht nachfühlbar sind. Nicht ein Glücksrausch, eher Orkane von Glücksräuschen. Ich raste durch das Universum und erinnere mich tatsächlich, einmal nach Tomy gerufen zu haben, obschon ich das eigentlich gar nicht konnte, denn ich war körperlos ...«

»... und«, unterbrach Marc, »hat er geantwortet ?«

»Ja! Er sagte in meinem Geist, oder Bewußtsein, oder in meiner Energieform oder was immer es war, ich solle mich gehen lassen. Und er lachte. Ich lachte auch. Stell' Dir vor, Marc, ich lachte fröhlich und laut, und dies ohne Stimmbänder, Luft, Lunge und was Menschen immer zum Lachen brauchen. Ich ritt berauscht und unsagbar glücklich auf einer Achterbahn, die gar nicht da war. Meine Gedanken – waren's Gedanken? – signalisierten, jedes irdische 3-D-Kino, das ich je bestaunt hatte, sei lachhaft gegen meine Vision. Ich raste – Marc, Du wirst es nicht glauben – mitten durch Sonnen, ohne das geringste Gefühl von Hitze. Ich brach durch donnernde Wogen der Kälte, durch Ozeane, durch klebrige Mäuler von Vulkanen, sah unbeschreibliche Wesen, die mir nachblickten, roch Gerüche, die ich ohne Nase gar nicht riechen konnte, jagte wie ein Gespenst durch bizarre Raumschiffe von

unvorstellbaren Ausmaßen, Raumschiffe, gegen die unsere Leinwandraumschiffe in Science-Fiction-Filmen wie Kinderspielzeug wirken, ich erblickte Farbkombinationen, die es gar nicht gibt, sah mich selbst wie ein Hologramm hunderttausendfach und überall, und das in verschiedenen Altern, also als Kind und Greis gleichzeitig, beobachtete Lebensformen, von denen ich wußte, daß ich sie selbst bin, ohne zu verstehen, wie das möglich sei – und trotzdem verstand ich es. Stell' Dir ein spinnenartiges Wesen vor, das Dich mit riesigen Augen anstarrt, und plötzlich spürst Du von diesem Ungeheuer Wellen von Zuneigung – und merkst, daß Du es selbst bist, der Dir zuschaut. Dann war auf einmal alles still und stehend, ich vernahm irgendwo das Ticken einer Uhr und stand in der größten Bibliothek, die man sich nur ausdenken kann. Bücher, soweit das Auge reichte, unter mir, über mir, in endlosen Korridoren vor und hinter mir. Und ich bewegte meinen nicht existierenden Kopf und wußte, daß ich alles wußte, was in diesen Büchern geschrieben stand. Und ich wußte auch, weshalb ich alles wußte, weil alle diese Werke von universellen Lebensformen stammten und ich selbst eine dieser Lebensformen war und alles auf wunderbare Weise miteinander und untereinander verknüpft ist. Ich tauchte in die Zwischenräume von Atomen, um mich herum rasten Neutronen, Positronen und Elektronen, dann drückte eine Art Welle auf dieses mikroskopische Sonnensystem, und die Elektronen wechselten ihre Positionen von einem Atom zum anderen. All dies in unvorstellbarer Geschwindigkeit und gleichzeitig im Zeitlupentempo. Die Elektronen sprangen derart rasch von einem Atom zum anderen, daß ein Universum voller Schwingungen oder Vibrationen entstand, wobei die Elektronen unendliche Botschaften weiterreichten. Ich ver-

spürte den Wunsch, dies zu verstehen, und verstand es augenblicklich, weil ich in ein Elektron hineingesaugt wurde, wie in ein schwarzes Loch. Dort drin wieder die Bibliothek mit den Milliarden von Büchern, und dann zusätzlich Musik. Marc, zuerst dachte ich, Orgelmusik zu vernehmen, dann hörte ich Jazz, Bach, Gregorianische Gesänge, >All you need is love< von den Beatles, den längst verstorbenen Schlagzeuger Gene Krupa, Louis Amstrong, Mozart, die Pianoversion des >Warschauer Konzertes< von Frederic Chopin, den >Bolero< von Ravel und ... und ... und ... und wurde aus dem schwarzen Loch des Elektrons hinausgespuckt in ein neues Universum mit neuen Atomkernen und Elektronen in andere Sonnensysteme, von denen ich still, ergriffen und staunend begriff, daß sie wegen der Vielzahl ihrer Sonnen, Planeten und Farben anders waren als die Atommodelle. Dann bewegten sich ganze Sternensysteme auf einen rabenschwarzen Schlund zu, vorn dem mir bekannt war, daß wir Menschen >schwarzes Loch< dazu sagen, ich mittendrin, die Zeit stand still, alles, die Materie der Sternsysteme und ich, erstarrten wie kristallisiert, bis ein mächtiger Sog die Materie und mich auf der anderen Seite hinauskatapultierte, aus den ehemaligen Sonnensystemen war ein mikroskopisches Klümpchen geworden, das zu glühen begann, weißer als weiß wurde, sich aufblies und explodierte. Ich begriff, daß alle Sonnensysteme, die von schwarzen Löchern aufgefressen werden, an einem anderen Ort in Raum und Zeit ausgespuckt werden und zu einem neuen Urknall führen. Marc, es gibt nicht e-i-n-e-n Urknall, wie wir es in der Schule lernten, der zur Entstehung des Universums führte, sondern millionenfache Urknalle, die dauernd irgendwo im Universum ablaufen. Galaxien vergehen und entstehen ununterbrochen wie

die Sauerstoffblasen in einer Badewanne voller Mineralwasser. Während dieser Wahnsinnsreise ergriff mich plötzlich so etwas wie Bedrückung, und ich wünschte auf die Erde zurückzukehren. Ich fühlte einen starken Windzug, obschon ich weiß Gott weiß, daß es im leeren Weltraum keinen Wind gibt und ich obendrein körperlos war. Galaxien und Sternsysteme glitten wie gleißende Lineale an mir vorüber, wuchsen zu hellen Punkten, vereinigten, trennten sich, schossen auseinander und aufeinander zu, ich tauchte wieder in dieses irisierende Licht der Vibration, der Schwingung zwischen den Atomkernen und den Elektronen, erkannte unser Sonnensystem mit den Saturnringen, jagte quer durch den Glutball unserer Sonne, auf unsere Erde und Ankara zu, durch die Betonwände des Hotels und öffnete die Augen. Mein Puls pochte normal, meine Füße lagen immer noch auf dem kleinen Tischchen, ich hörte das gleichmäßige leise Rauschen der Aircondition und bemerkte am Boden die umgestürzte Mineralwasserflasche. Verdutzt registrierte ich, daß gerade einmal zwei, drei Gluckser aus der Flasche fehlten und die Flüssigkeit immer noch ausfloß. Ich hob sie auf und starrte zur Decke. In mir machte sich ein unsagbares Gefühl von Dankbarkeit breit. Ich begriff, daß ich das Universum erlebt hatte und gleichzeitig mikroskopisch winzig war. Niemals zuvor und nie wieder danach habe ich mich derart mächtig und derart klein gefühlt.«

Marc hatte eine Zigarette angezündet und starrte mich schweigend an. Dann, nach dem dritten Glimmstengel:

»Bist Du wieder da ?«

»Aber sicher! Genauso wie Du mich kennst!« Ich schob ein Lächeln hinterher. »Jetzt denkst Du wohl, ich spinne ?«

»Daran denke ich überhaupt nicht. Eine Kleinigkeit von Deiner Beschreibung habe ich selbst erlebt, als Tomy

mich übernommen hatte. Und anschließend, wie ging es weiter ?«

»Ich hatte die Mineralwasserflasche wieder auf den Tisch gestellt und wollte über meine grandiose Vision nachdenken, als Tomy auftauchte und sich in den zweiten Ledersessel schmiß. Er trug wieder dieses Mona-Lisa-Lächeln zur Schau, senkte den Kopf und streckte mir die rechte Hand entgegen. Dann erkundigte er sich gutmütig, ob bei mir alles klar sei. Ich nickte und stammelte etwas von >Ja, kleiner, großer Bruder< und >Danke! Danke! Danke!< Ich fühlte mich einfach überladen und überwältigt, und starrte für Minuten in Tomys Gesicht. Es bereitete mir Mühe zu verstehen, daß hinter diesem jungen menschlichen Körper, dieser zerbrechlichen Haut, diesen dunklen Augen und diesem zarten Lächeln eine universelle Energieform steckte. Irgendwann fragte ich ihn, wie lange diese gewaltige Show gedauert habe und er meinte, vielleicht einige Sekunden. Dann verwies er auf die Mineralwasserflasche und erklärte, es seien gerade mal drei Schlucke hinausgeflossen.«

»Ich weiß, daß es wahr ist«, bemerkte Marc leise, »aber das wird Dir kaum je jemand abnehmen.«

»Ist nicht nötig«, fügte ich hinzu, »ich weiß, was ich weiß, und das Privileg dieser einzigartigen Vision reicht. Ich habe Tomy noch gefragt, ob diese universelle Show irgendwelche Konsequenzen auf mein persönliches Leben habe, und er offenbarte mir, ich würde künftig viel leichter Bücher schreiben als je zuvor. Ich müßte mich nur nach innen konzentrieren und die Quellen und Zitate würden mir wie von Geisterstimmen eingeflüstert. Und noch etwas, das mich eher verwirrte, brachte mir Tomy bei. Er erklärte nämlich, mit allen Menschen, zu denen ich intensivere Gefühle wie Liebe, doch auch abgrundtiefen

Haß empfinde, sei ich in einem früheren Leben schon zusammengewesen. Jede Lebensform besitze ihren eigenen, unverwechselbaren Nukleus, der von Leben zu Leben weiterlaufe. Die Liebe sollte ich pflegen und den Haß überwinden. Ich sollte für alle Menschen, die mir Übles getan hätten, beten und den grandiosen Geist des Universums um Vergebung für ihre Taten bitten. Auch nach ihrem Tod.«

»Und das hilft denen?«, fragte Marc und zog ungläubig die Augenbrauen hoch.

»Offenbar nicht nur denen, sondern in einer anderen Runde auch uns. Und da ich Tomy jedes Wort glaube, müssen auch wir zwei, Marc, in einem früheren Leben schon miteinander zu tun gehabt haben. Und auch Elisabeth und ich, und alle anderen, die ich liebe oder meinetwegen verabscheue. Tomy erklärte noch, ich sollte mir das gesamte Universum wie eine ineinander verschachtelte Holographie vorstellen. Alles sei mit allem verbunden, und die Zeit existiere nur für die Materie und die Schwingung aus ihr.«

Unser Abschiedsessen in St. Moritz sollte ohne Alkohol verlaufen, doch ich war innerlich derart aufgewühlt, daß mein Körper nach einem guten Rotwein gierte. Der Weinkellner brachte eine Flasche *Château Mouton Rothschild,* reichte mir den Korken zum Schnuppern und dekantierte den schweren Wein über dem Kerzenlicht. Während ich zusah, wie die purpurne Flüssigkeit langsam von der Flasche ins bauchige Dekantiergefäß hinüberfloß, schien mir, als ob sich im Schein des Kerzenlichtes eine Milchstraße mit Milliarden Glitzerpunkten bewegte. Wir prosteten uns zu, und Marc wollte wissen, ob sich Tomy auch über meine Theorien mit den Außerirdischen geäußert habe.

»Nicht an jenem Abend in Ankara. Wir kamen gar nicht auf das Thema. Aber später schon.«

»Und ?«

»Tomy ging noch viel weiter als ich. Wie ich Euch während der Fahrt nach Ankara im Auto erzählte, bin ich überzeugt, daß die Erde zu Olims Zeiten mindestens zweimal von ETs heimgesucht wurde. Doch Tomy redete gleich von 16 Besuchen in den vergangenen 500 000 Jahren, schränkte aber ein, objektive Beweise würden wir höchstens für zwei dieser Besuche finden. Die anderen 14 Besuche liegen zu weit zurück. Aber – Marc, und das hat mich damals schier vom Stuhl gehauen – Tomy sagte auch, der definitive Beweis für die außerirdischen Besuche vor Jahrtausenden liege in unseren Genen.«

Marc stellte den Kopf schräg, verzog sein Gesicht: »Was soll ich mir darunter vorstellen?«

»Würdest Du meine Bücher kennen, so wüßtest Du, daß ich seit jeher die Meinung vertrete, der Mensch sei nicht nur das Produkt der Evolution. Evolution ja, aber zusätzlich kam noch eine gezielte, künstliche Mutation dazu, und die besorgten jene Außerirdischen, die vor Jahrtausenden den primitiven Hominiden veränderten. Unsere Mythologien sind voll von Berichten über diesen Eingriff, steht alles in meinen Büchern, selbst die Bibel hält fest, die Götter hätten den Menschen >nach ihrem Ebenbild< geschaffen. So weit – so gut. Tomy sagt nun, diese Veränderung würden wir in unseren Genen feststellen können, in den Genen liege also eine Botschaft der Außerirdischen, die klipp und klar und eindeutig und zudem nicht widerlegbar sei. Wir müßten diese Botschaft nur noch entschlüsseln.«

»Toll, und können wir das ?« Marc zweifelte.

»Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sind unsere Genetiker

noch nicht so weit, doch in etwa 25 Jahren – meinte Tomy – liege diese Botschaft sternenklar vor uns.«

»Das wäre um das Jahr 2012. Erlebst Du das noch?«

»Schön wärs, und dann können wir uns auf eine ganz neue Diskussion vorbereiten, weil der Beweis für den Besuch der ETs vor Jahrtausenden den Startschuß für unsere Religionen in ein völlig anderes Licht rückt. Capito ?«

Marc nickte still vor sich hin. Von Evolution und Genetik verstand er kaum etwas. Ihn beschäftigten die Aussagen von Tomy. Ich durchbrach seine Gedanken mit einer ganz anderen Frage:

»In Ankara hast Du zwei Nächte mit Chantal geschlafen. Dann – ich kenne Dich doch, Marc! – kamst Du nachts ziemlich irritiert mit Deinem Plunder in unsere Suite. Was ist damals geschehen?«

Es schien Marc peinlich zu sein darüber zu reden. Hastig verschluckte er sich am Wein. Dann meinte er, er habe es mir ohnehin schon lange anvertrauen wollen, doch seien wir nie alleine gewesen. Chantal, so erfuhr ich, habe sämtliche sexuelle Künste gekannt, von denen er nicht mal zu träumen gewagt habe. Am Tag darauf sei sie von einer Limousine abgeholt und in die französische Botschaft gefahren worden. Mitsamt ihrer grauen Mappe mit den Metallecken. Dieser Botschaftsbesuch habe den ganzen Nachmittag gedauert, und erst am Abend sei sie zurückgekehrt. In der darauffolgenden Nacht habe sie ihn erneut zur absoluten Lust getrieben und bei der nachfolgenden Zigarette plötzlich begonnen, unmögliche Dinge über Tomy herauszulassen. Er sei ein Monster, gehöre nicht auf die Erde, er sei sehr gefährlich und würde unser gesamtes Gesellschaftssystem durcheinander bringen. Tomys Körper sei kein richtiger Körper, nicht gezeugt

und geboren, sondern ein künstlich zusammengesetzter chemischer Misthaufen. Dieses Gebilde müsse verschwinden, bevor Schreckliches passiere. Auch er, Marc, trage Verantwortung der Menschheit gegenüber, und Tomy umzubringen sei keine Tötung an einem Menschen, sondern eine Verpflichtung.

Marc blickte mir ziemlich resigniert entgegen.

»Verstehst Du jetzt, daß ich ihr Gerede nicht mehr aushielt? Nach dem Sex war sie wie verwandelt, sie kam mir vor wie eine Hure und ich mir wie ein schmutziger ausgenutzter Trottel. Vielleicht ist sie den ganzen Nachmittag in der französischen Botschaft umgekrempelt worden, ich weiß nicht, welcher Teufel sie plötzlich ritt. Ich wurde derartig wütend, daß ich sie beinahe geschlagen hätte. Also schmiß ich meine Toilettensachen in die Umhängetasche und klopfte bei Euch an. Den Rest kennst Du ja.«

Den kannte ich. Nur hätte ich die Fortsetzung dieser unmöglichen Geschichte nicht als »den Rest« bezeichnet. Das Chaos begann erst.

DAS HOLOGRAPHISCHE UNIVERSUM

Mein Hauptziel am Tag nach unserer Ankunft in Ankara war, den Rang-Rover loszuwerden und meine Begleiter auf getrennten Wegen in die Schweiz zu schicken. Wir sollten keine leicht definierbare Gruppe mehr sein, deren Raster auf jedem Fahndungscomputer auftauchte. Und der Rover mußte weg, weil er von Farbe und Landesnummer her unverkennbar war und mit unserer Gruppe in Zusammenhang gebracht wurde. Nachts, nach meiner grandiosen Reise durch das Universum, war Marc in unserer Suite aufgetaucht. Wortlos, er wollte nicht reden, und hatte sich ins Doppelbett neben Tomy geworfen. Irgend etwas Unangenehmes mußte zwischen Chantal und ihm passiert sein. So fiel es denn leicht, am nächsten Morgen Chantal abzuwimmeln. Sie buchte einen Flug nach Paris. Marc gab ihr nicht mal die Hand zum Abschied und drehte sich weg. Zu mir sagte sie noch, wir würden uns wiedersehen, und zu Tomy: »Und Dich erst recht! «

»Was meint sie?«, wollte ich von Tomy wissen.

»Ich werde nicht klug aus dieser Frau. Irgendwann – ob freiwillig oder weniger – werde ich sie durchleuchten müssen.«

An der Rezeption half man mir, einen internationalen Zollagenten zu finden, der unser Auto nach Venedig verschiffte. Der fotokopierte meinen Reisepaß und nahm das Carnet de passage, den Paß für den Rover, in Empfang.

1200 Dollar kostete die Passage, in zwölf Tagen sollte ich den Wagen im Zollfrei-Hafen von Venedig abholen können. Im Büro von *American Express* bekam ich frisches Bargeld und erkundigte mich nach Flügen Richtung Italien, Österreich und Holland. Das alles war kein Problem – bis auf Marc und Tomy. Die wollten sich partout nicht trennen und beharrten darauf, zusammenzubleiben. Wieder erinnerte ich mich an jenes Gedicht über die Freundschaft, das mir in der Wüste von Belutschistan eingefallen war und das ich dem durstigen Marc zitiert hatte: »Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte.«

In der Hotelhalle des *Sheraton* lag unter vielen Prospekten auch einer der Eisenbahngesellschaft *Orient Express.* Mir ging ein Kronleuchter auf. Das war die Lösung! Ich hatte da und dort gelesen, der alte *Orient Express,* über den Agathe Christie ihren weltberühmten Roman *Mord im Orient Express* geschrieben habe, werde von einer neuen Gesellschaft betrieben. Ein Luxuszug mit einem stilvollen Speisewagen, einer Pianobar und blitzsauberen Schlafwagen. Meine Begleiter packte dieselbe Begeisterung. Im Luxuszug von Istanbul in die Schweiz! Marc und Tomy klatschten in die Hände. Um eventuellen Häschern die Verfolgung nicht allzu leicht zu machen, buchte ich für Tomy einen Flug von Ankara nach Athen – den er nie benutzen würde –, für Marc einen von Ankara nach Zürich und für mich einen nach Rom. Hinausgeschmissenes Geld für die Sicherheit.

Anderntags mieteten wir ein Auto, einen nagelneuen Opel, und legten auf der gut ausgebauten Autobahn die 370 Kilometer nach Istanbul zurück. Ich wollte in keinem Hotel mehr absteigen, wir sollten nirgendwo mehr registriert werden. In Istanbul kannte ich ein Reisebüro, des-

sen Dienste ich in früheren Jahren in Anspruch genommen hatte.

»Die nächste Fahrt im *Orient Express?«,* lächelte die rundliche Dame mit ihrem speckigen Gesicht. »Der Zug ist heute morgen hereingekommen und fährt um 17.04 Uhr weiter Richtung Thessaloniki und Athen. Eine Drei-Bett-Kabine möchten Sie? Das wird schwer, die Komposition ist meistens ausverkauft.«

»Aber Madame«, insistierte ich, »wir bleiben bis in die Schweiz! «

Sie schaffte es, und ich erkundigte mich scheinheilig – worauf Tomy kopfschüttelnd das Büro verließ und draußen wartete –, ob sie die Dreierkabine auf den Namen Baumgartner reservieren könne.

»Aber man kennt Sie doch, Herr von Däniken!«

Gerade deswegen, log ich, möchten wir inkognito buchen, damit mich keine aufdringlichen Fans verfolgten. Der Chef des Reisebüros, ein liebenswürdiger Türke mit dem (wie könnte es anders sein!) obligaten Schnurrbart, kam dazwischen und erklärte, am Zoll müßten wir dennoch die Papiere mit unseren richtigen Namen ausfüllen und die Pässe zeigen.

»Ist doch selbstverständlich«, bestätigte ich. »Mir geht's nur darum, unsere Kabine auf den Namen Baumgartner buchen zu dürfen. Dann bitte ich Sie um eine schriftliche Bestätigung mit dem Briefkopf dieses Reisebüros, daß wir drei das Abteil von Herrn Baumgartner übernehmen, weil Herr Baumgartner kurzfristig absagen mußte. Ich werde Sie für ihren guten Willen entschädigen.«

Nach dieser Ansprache blätterte ich 300 Dollar in bar auf den Schreibtisch. 100 Dollar für jeden von uns, dachte ich, das wird wohl die teuerste Reise im *Orient Express,* die ich im Leben unternahm. Es blieb sowieso die einzige.

Da ich den Geheimdiensten inzwischen jede Schweinerei zutraute, vereinbarten wir, den *Orient Express* nicht gemeinsam zu betreten. Ich verwies meine Begleiter auf ein kleines Restaurant unweit des Bahnhofs, das direkt an der Hauptstraße am Bosporus lag und das ich von einem früheren Besuch mit Ercan kannte. Ich selbst schlenderte durch das Gewühl des nahen Bazars und betrat das Bahngeleise mit dem *Orient Express* erst wenige Minuten vor Abfahrt des Zuges. Tomy und Marc warteten bereits in der Kabine. Ich schloß sofort den Vorhang, der Zug setzte sich in Bewegung, fuhr am Bosporus, dem Topkapi-Palast und der alten Stadtmauer entlang, wurde schneller, ließ die Vororte von Istanbul hinter sich und erreichte nach knapp zwei Stunden die türkische Grenze bei Ipsala. Zweimal noch hatte ich Angst: als türkische und griechische Zollbeamte nacheinander unsere Pässe kontrollierten, und als der Zug abbremste und auf offener Strecke zum Stillstand kam. Dann ratterte er langsam weiter, und beim Ortsschild Ferrai fielen wir uns in die Arme: Wir waren in Griechenland!

Auf der mehrtägigen Strecke bis in die Schweiz geschah nichts, was uns hätte mißtrauisch werden lassen. Vor dem Einschlafen verklebten wir jeweils die untere Spalte der Türe sowie das Schlüsselloch mit einem breiten Klebeband. Auf diese unprofessionelle Weise wollten wir einem Anschlag durch ein Spray-Gift verhindern. Doch nichts geschah. Entweder ließen uns »die Dienste« in Ruhe, oder sie hatten uns tatsächlich verloren. Unsere Gespräche drehten sich dauernd um Tomy. Wie sollte ich ihn daheim vorstellen? Bei Elisabeth rechnete ich mit keinen ernsteren Schwierigkeiten. Sie würde rasch begreifen und mitspielen. Aber was war mit meinen vier Geschwistern? Die wußten schließlich, daß ich keinen un-

ehelichen Sohn hatte, ganz zu schweigen von unserem längst verstorbenen Vater. Was sollte ich im Büro zu Tomy sagen, was zu meinen Freunden? Zu den Nachbarn? Marc nahm das Problem nicht ernst und lachte:

»Ha! Stell Dir vor, Du tauchst mit einem Typen auf, der punktgenau ausschaut wie Du, nur viel hübscher und jünger!«

Tomy meinte, er würde uns nicht mehr lange zur Last fallen. Er möchte nur noch einige Menschen besuchen, und dazu brauche er eine Liege an einem sicheren Ort.

»Welche Menschen willst Du besuchen?«, interessierte sich Marc.

»Ich denke an Wissenschaftler, an den einen oder anderen Religionsführer, vielleicht noch an Eure scheinheiligste Gattung, die Politiker, wobei wohl zwei reichen dürften ...«

Ich unterbrach: »... Das verstehe ich nicht. Du weißt doch ohnehin schon alles, kennst das Universum und die Zusammenhänge, wie ich sie dank Dir habe schauen dürften ...« Es klang nicht erheiternd.

»Nicht so hastig, alter Bruder«, fiel mir Tomy ins Wort. »Ich kenne das Denken der Menschen nicht, weiß nicht, was in ihren Gehirnen vorgeht, weshalb sie so sind, wie sie sind. Zudem liegen mir Vergewaltigungen überhaupt nicht. Ich werde die Menschen, die ich besuchen möchte, zuerst um Erlaubnis fragen.«

»Du wirst nur Enttäuschungen heimbringen!«, erwiderte ich etwas düster. »Meine Artgenossen sind vorwiegend Egoisten, Rechthaber, Klugscheißer und – wie Du inzwischen weißt – eine Bande von Lügnern. Mir ist nicht klar, was das in Deiner Welt bringen sollte.«

»Du bist doch gar nicht so schlecht geraten«, grinste Tomy unverschämt. »Deine Ansichten und Dein Spezial-

wissen werden für unsere Gesellschaft eine Bereicherung sein. Stelle Dir einen Computer vor, der zwar enorm viel gespeichert hat und dabei auch noch persönliche Gefühle entwickelte. Doch allwissend ist dieser Computer nicht. Jede neue Information bedeutet eine weitere Bereicherung des Gesamtprogramms, verschafft dem Computer also zusätzliche Möglichkeiten des Gedankenaustausches, macht ihn sozusagen weiser und wissender.«

Ich ahnte, was er meinte, und schwieg.

In Lausanne, der alten Stadt, die sich am Berghang bis hinunter zum Ufer des Genfersees ausgoß, verließen wir den *Orient Express,* um in die Schweizerischen Bundesbahnen umzusteigen. Ich rief Elisabeth an. Die war erfreut über unsere gesunde Rückkehr und bot an, am Abend für Marc und mich zu kochen.

»Heute nicht«, beharrte ich, »wir sollten im Restaurant essen, und ich muß Dich alleine haben. Und, bitte, nimm Dein Auto mit, meines ist noch auf einer Schiffsreise.«

Sie kannte mich lange genug und stellte keine Fragen. Sofort nach Einfahrt des Zuges in Solothurn ließen wir uns im Taxi zum Hotel *Krone* chauffieren. *Die Krone,* wie die Solothurner das Hotel nannten, lag im Zentrum des mittelalterlichen Barockstädtchens. Irgendwann soll sogar Napoleon in der *Krone* abgestiegen sein. Ich buchte ein Einzelzimmer für Tomy, und bat ihn, so lange im Zimmer zu bleiben, bis ich ihn rufen würde. Marc wurde von seiner Mutter abgeholt, die ihren Sohn unter Freudentränen abküßte und mir x-mal für die glückliche Rückkehr dankte. Endlich allein, steuerte ich einen ruhigen Ecktisch im Restaurant an und wartete angespannt auf Elisabeth. Ich mußte ihr Tomy beibringen. Schonend.

Am Tisch dachte ich über Elisabeth nach. Sie war eine gute Frau, Kischon hätte gesagt: »Die beste Ehefrau von

allen.« Ich hatte sie in einem kleinen Tea-Room in Zürich kennengelernt, zu einer Zeit, als in den Bars und Restaurants überall noch Musikboxen dudelten. Damals, 1959, drückte ich dauernd Schallplatten von Frank Sinatra oder Dean Martin, und Elisabeth erregte meine Aufmerksamkeit mit dem Lied »Chanson d'amour«. Den Refrain mit dem inzwischen weltbekannten »ra-ta-ta-ta-da« grölte das ganze Lokal. Elisabeth stammte aus einem Ort in Nordrhein-Westfahlen, Deutschland, und hatte in meiner Jugendzeit in Zürich eine Bar-Lehre absolviert. Ihre Eltern im fernen Westfahlen betrieben einen kleinen Bauernhof und ich bewunderte beide. Wortkarg, gutmütig und sehr fleißig. Ich selbst arbeitete zu jener Zeit als Kellner in einem Fünf-Sterne-Hotel, und der Tea-Room, in dem ich Elisabeth anbaggerte, gehörte zum Stammlokal unserer Männerclique. Es funkte schnell zwischen uns beiden, und wir beschlossen zu heiraten. Das geschah am 20. Juli 1960, vor 27 Jahren, und ich weiß nicht, ob sie mich genommen hätte, wenn sie die Zukunft gekannt hätte. Welcher Kellner wird schon ein umstrittener Schriftsteller? Elisabeth – die ich bald Ebet nannte – blieb eine treue Seele und ertrug alle »ups and downs« meiner Karriere mit stoischer Geduld. Doch jetzt mußte ich ein besonderes Kunststück fertigbringen, nämlich ihr einen 30 Jahre jüngeren Erich glaubhaft zu machen.

Nach der Begrüßung, dem Aperitif und den üblichen Fragen blickte sie mir direkt in die Augen:

»Was plagt Dich? Du hast mich doch nicht umsonst herbestellt ?«

»Oh Ebet«, begann ich, »ich habe tatsächlich ein einzigartiges Problem, etwas, das mir in der Wüste von Belutschistan widerfahren ist und von dem ich nicht weiß, wie ich es Dir beibringen soll ...«

»… hast Du eine Araberin geschwängert ?« unterbrach sie.

»Nein! Wo denkst Du hin. Mein Problem hat nichts mit Sex zu tun, sondern mit einem Jungen, na ja, er ist schon 22!«

Jetzt blickte mir Ebet weiß Gott sehr skeptisch entgegen. Doch immerhin fühlte ich ihre Erleichterung, daß mein Problem nicht sexueller Art war.

»Hast Du jemanden adoptiert ?«

»Unsinn! Wie käme ich dazu, in der Wüste von Belutschistan einen Burschen zu adoptieren? Was sollte ich mit einem 22jährigen Araber?«

»Ich kenne doch Deine Mitleidsgefühle! Aber jetzt rede nicht ständig um den Brei herum und beichte!«

»Bitte, Ebet, unterbrich mich nicht, und Du wirst alles der Reihe nach verstehen.«

Ich berichtete und berichtete. Alles. Tomys Entstehung, seine Arbeit mit dem iranischen Geheimdienst, den Sabotageanschlag auf unseren Rover am Nemrud Dag, Ercans Tod in der unterirdischen Stadt in der Türkei und unsere Fahrt mit dem *Orient Express* hierher. Elisabeth unterbrach kein einziges Mal, sie schüttelte nur mehrmals den Kopf. Am Ende meiner Erzählung meinte sie trokken:

»Eine gute Romanstory. Könnte ein Bestseller werden. Aber das hättest Du mir auch zuhause sagen können.«

»Ebet«, flehte ich und spreizte die Finger, »Tomy ist h-i-e-r, zwei Stockwerke über diesem Restaurant.«

»Dann zeige mir diesen Wunderknaben!«

Ich fuhr mit dem Lift hoch, instruierte Tomy kurz und trat mit ihm an den Tisch zu Elisabeth. Sie blickte uns die letzten Schritte entgegen, ließ ihren Löffel, mit dem sie gerade in der Mousse au chocolat gestochert hatte, fallen

und hielt sich mit beiden Händen an der Tischkante fest. Dann standen wir neben ihr. Sie atmete einige Male tief durch, schaute Tomy an, der wie ein braver Junge, die Hände auf dem Rücken gefaltet, dastand.

»E-r-i-c-h?«, murmelte sie fragend und noch zweimal langgezogen, »Erich? Erich?«

Tomy lächelte mein bezauberndstes Lächeln als 30 Jahre Jüngerer, er strahlte einen überwältigenden Charme aus. Elisabeth rieb ihre verschwitzten Handflächen am weißen Tischtuch, und Tomy, eindeutig der Herr der Lage, streckte meiner Frau die rechte Hand entgegen:

»Grüezi«, sagte er auf Schweizerdeutsch und mit meiner Stimme. »Ich entschuldige mich, wenn ich Sie erschreckt habe und innerlich aufwühle. Aber ich besitze nur diesen Körper. Ihr Mann gab mir liebenswürdigerweise den Namen Tomy.«

Ebet schwieg und schnaufte. Da streckte ihr Tomy auch seine linke Hand entgegen und deutete auf das Muttermal auf dem Handrücken.

»Ich bin schon echt. Sehen Sie? Erich wird Ihnen von meiner Menschwerdung berichtet haben?«

Ich angelte einen Stuhl vom Nebentisch und drückte Tomy sanft in den Sessel. Da ergriff Elisabeth Tomys Linke und begann den Handrücken zu streicheln. Sie starrte ihm ununterbrochen in die Augen, nahm schließlich auch die rechte Hand und drückte sie. Mir war klar: Sie hatte den Schock überstanden.

»Willkommen, Tomy, auf unserer Welt!«, waren ihre ersten Worte und dann – typisch Elisabeth – fing sie gleich an zu spotten:

»Woher eigentlich soll ich wissen, wer von Euch mein Mann ist? Erich könnte eine Zeitreise gemacht haben, er hat Beziehungen zu den verrücktesten Typen, und ist in

irgendeine Vergangenheit geschleudert worden. Und Sie, Tomy, sind in Wirklichkeit mein Erich, während der da«, sie zeigte neckisch auf mich, »gar nicht mehr existieren dürfte. Was machen wir mit dem Alten?«

Schallendes Gelächter der beiden. Ich saß sprachlos daneben. Ebet bestand darauf, Tomy gleich anschließend in unserem Haus aufzunehmen, im Hotel könne er nicht bleiben, das würde zu endlosen Komplikationen führen. Er würde ein Gästezimmer beziehen, und vorerst wäre es wohl vernünftiger, ihn niemandem vorzustellen. Außer den besten Freunden und auch dann nur nach einer gründlichen Vorbereitung. Damals – 1987 – lief die amerikanische Fernsehserie *Alf,* und die Situation erinnerte frappant an Alf. Irgend so ein komisches Tier, das auf undefinierbaren Wegen aus dem Weltall gekommen war, hier in eine amerikanische Familie geriet und rasch das Englische beherrschte. Aber Alf durfte den Nachbarn nicht gezeigt werden, geschweige denn dem Rest der Menschheit. *Alf,* eine ur-komische TV-Serie, strapazierte die Vernunft. Alf war ein Phantasiegespinst – Tomy war echt. Wir diskutierten darüber, lachten auch, doch Tomy versicherte, er sei dankbar, wenn er nur ein Zimmer bewohnen und vielleicht im Garten spazieren dürfe. Reisen seien nicht notwendig, und er würde uns ganz gewiß nicht mehr lange zur Last fallen.

Elisabeth entgegnete, er dürfe getrost ein Leben lang bleiben und falle niemandem zur Last. Sie hatte regelrecht Freude an Tomy. Hätte ich nicht gewußt, daß Tomy nach seiner einzigen intimen Begegnung mit Chantal kein Bedürfnis mehr nach menschlichem Sex empfand, wäre ich wohl eifersüchtig geworden. So verluden wir unser Gepäck in Elisabeths Wagen und fuhren nach Feldbrunnen, ein Dorf am Stadtrand von Solothurn. Dort bewohnten

wir eine geräumige dreistöckige Villa mit einem kleinen Park und einer großen Wiese hinter dem Haus.

Es war kurz vor Mitternacht, als wir die Hauseinfahrt erreichten und Ebet zu den Schlüsseln griff. Draußen blies ein kalter Wind, durchwehte die Zweige, zwang uns zum Frösteln. Drinnen bellten unsere drei Hunde: ein kleiner weißer Highland-Terrier, dann ein rabenschwarzer Hirtenhund, der aus dem tibetanischen Hochland stammte, und dazu noch eine imposante deutsche Dogge, die, wenn sie ihre Pranken auf meine Schultern legte, größer war als ich. Ein wunderbares friedliches Riesenvieh, das allen Fremden Angst einjagte. Alle drei Hunde beschützten eifersüchtig meine Frau. Wie würden sie auf Tomy reagieren?

Die Haustüre war kaum einen Spalt breit geöffnet, da zwängte sich Neptun, die deutsche Riesendogge, hinaus, begrüßte Elisabeth und mich mit Sprüngen, Lecken und Wedeln – und tat dasselbe mit Tomy. Als ob er immer zur Familie gehört hätte. Auch der kleine weiße Terrier hüpfte freudig erregt an uns allen herum, einzig der Tibetanerhund, der sich ohnehin ungern streicheln ließ, strich nur sein Fell – immerhin schwanzwedelnd – an unseren Beinen ab.

Endlich wieder im eigenen Bett, freute ich mich auf einen langen, erholsamen Schlaf. Doch morgens um sieben scheint die Welt nicht nur in Ordnung zu sein. Ein gellender, kreischender, in die Länge gezogener Schrei und das Scheppern von zerschlagenem Geschirr riß mich aus den Träumen. Im Pyjama jagte ich ein Stockwerk tiefer. Dort stand unser 19jähriges Hausmädchen wie angeklebt auf dem Teppich, auf dem Boden ein Tablett und zerschlagene Tassen und Unterteller – zwei Meter vor ihr Tomy in Unterhosen. Ediths Gesicht wirkte angstver-

zerrt, und als sie meiner ansichtig wurde, ließen ihre Knie nach, und sie rutschte kreidebleich zu Boden. Inzwischen war Elisabeth dazugekommen. Wir trugen das Hausmädchen in ihr Zimmer, Ebet organisierte kühle Waschlappen und ein Fläschchen mit irgendeiner stinkigen Flüssigkeit, die sie Edith unter die Nase hielt. Tomy verschwand in seinem Zimmer, um sich anzuziehen. Elisabeth setzte sich auf Ediths Bettkante und begann, beruhigend auf sie einzureden. Als Edith endlich ansprechbar reagierte, erzählte meine Frau, der fremde Mann, der sie derart erschreckt habe, sei mein jüngster Bruder. Mein Vater sei 20 Jahre alt gewesen, als er mich gezeugt habe, und 30 Jahre später sei noch ein Nachzügler, Tomy, zur Welt gekommen. Dem Himmel sei Dank mußte Tomy diese Lügerei nicht anhören.

Edith beruhigte sich, und wir baten Tomy ins Zimmer. Der verhielt sich wie ein junger, bezaubernder Prinz, entschuldigte sich für sein überraschendes Auftreten und meinte, wir hätten ihm gestern Nacht verschwiegen, daß eine derart reizende Dame im Hause Dienst täte. Das stimmte sogar. Wir hatten's vergessen. Edith errötete, und ich sah neue Probleme am Himmel der menschlichen Gefühle aufziehen. Beim Frühstück – auf das ich üblicherweise gerne verzichte – informierte uns Ebet, Neptun – die deutsche Dogge –, die seit Jahren vor ihrer Schlafzimmertüre liege, sei heute Nacht umgezogen und habe sich vor dem Zimmer von Tomy niedergelassen. Auch jetzt in der Küche lag der Hund zu Tomys Füßen.

Es wäre sinnlos gewesen, Tomy durch das große Haus zu führen und ihm die verschiedenen Räume zu zeigen. Meine Bibliothek, das Archiv mit 80 000 Dias, die Korrespondenz mit den Lesern, die vier Bäder in der Villa, den Garten – seit jener wunderbaren Übernahme im *Sheraton*

in Ankara wußte Tomy alles, was ich wußte. Er bewegte sich wie der Hausherr. Auch kochte er genauso wie ich. So bereitete er – vor den Augen der verblüfften Elisabeth – Spaghetti Bolognaise zu, wie ich es nicht besser konnte. Selbst die Salatsauce, meine ureigenste Erfindung, war Tomy geläufig, als hätte er auf seiner Heimatwelt dieselbe Sauce zelebriert. Solange das Hausmädchen Edith dabei war, sprachen wir absichtlich nie über Tomy. Sie sollte nicht erfahren, wer er in Wirklichkeit war, und Tomy meinte, er könne zwar nicht lügen, aber schweigen. Dann bat er uns, ihn in seinem Zimmer einzuschließen, er möchte für seine Reisen ungestört sein. Dem widersprach Elisabeth. Sie kramte von irgendwoher eines dieser Schildchen, die man an Hotelzimmern an die Türe hing: »Please don't disturb«, und meinte, sie würde dem Hausmädchen beibringen, das Zimmer nie zu betreten, solange das Schild am Türknauf hing. Wir dürften Tomy nicht einschließen, denn wenn er aus irgendeinem Grunde den Raum verlassen müßte und wir gerade nicht anwesend seien, wäre er eingesperrt. »Stell' Dir vor, es brennt, und Tomy kann nicht aus dem Zimmer!« Ärgerlicherweise ließ sich Tomys Zimmer von innen nicht abschließen. Das Schloß stammte noch aus dem 18. Jahrhundert. Tomy schüttelte den Kopf und blickte kurz zu mir. Wir wußten, daß seinem Wesen nichts passieren würde.

Die Villa *Serdang,* die wir bewohnten, stand direkt an der Hauptstraße von Solothurn Richtung Olten. Tagtäglich fuhren Tausende von Autos in beiden Richtungen vorbei. Zusätzlich war in die Straße noch die Schiene eines Bähnchens eingelassen. Alle halbe Stunde ratterte »die grüne Lisa«, wie wir sie nannten, am Haus vorüber. Der Lärm blieb erträglich, denn eine Mauer trennte Haus und Straße, und die alte Villa aus dem 18. Jahrhundert

verfügte zusätzlich über festes Mauerwerk. Rechts neben der Villa war ein kleiner Park mit alten Baumbeständen und einem Froschteich, hinter dem Haus ein Rasen im Ausmaß eines Fußballfeldes. Im Parterre der Villa die Küche, eine Toilette, der Wintergarten mit vielen Fenstern und zwei hohe Wohnräume mit Stuckdecken. In einem dieser großzügigen Wohnräume hatte ich meine Bibliothek eingerichtet. Eine Büchersammlung mit allen Rätseln dieser Welt, doch auch vielen Fachwerken aus der Raumfahrt, der Genetik und der Religionsphilosophie. Den zweiten Raum benutzten wir als Wohnraum mit Polstersesseln, Fernseher und einem Kamin in der Größe, in der sich ein ganzes Ferkel rösten ließ. In den oberen Stockwerken gab es mehrere Schlafzimmer und Bäder. Die gesamte Villa umfaßt 26 Zimmer, doch die bewohnen wir nicht alleine. Im zweiten Hausteil lebt meine Schwester Leni mit ihrer Familie. Im Gegensatz zu den Fernsehfamilien, in denen dauernd gestritten wird, funktionierten die Beziehungen zwischen den von Dänikens hervorragend. Elisabeth und mir war klar, daß Leni und ihre zwei Kinder früher oder später Tomy begegnen mußten. Wie erklären wir denen Tomy? Wir besprachen das Problem. Tomy stimmte keiner Lüge zu und versicherte, wenn er meiner Schwester begegnen würde, ihr die Wahrheit zu sagen.

Der Mensch denkt und Gott lenkt, dachte ich, als es unerwartet passierte. Leni besaß einen Schlüssel zu unserem Hausteil, und oft führte sie die Hunde Gassi. Weil wir dem Hausmädchen einen freien Abend gegönnt hatten, war Tomy gerade dabei, uns beim Abräumen des Geschirrs zu helfen, als Leni in die Küche trat, um die Hundehalsbänder von den Aufhängern hinter der Türe zu nehmen. Tomy und Leni prallten regelrecht aufeinan-

der. Geistesgegenwärtig sagte Tomy: »Entschuldigung, ich rufe gleich den Erich«, und Leni setzte sich baff auf den nächsten Küchenstuhl.

Sie wirkte verwirrt und etwas käsig, als ich dazutrat. Tapfer preßte sie die Lippen aufeinander, brachte es zu einem schiefen Lächeln. Leni, muß man wissen, ist meine älteste Schwester. Ihr Charakter ist nicht nur gutmütig und großzügig, sie kochte auch noch besser als alle Kochkünstler der Erde. Ihr Gatte, ein allseits geachteter, höherer Polizeibeamter, war vor einigen Monaten verstorben, und ihre beiden erwachsenen Kinder waren bereits aus dem Haus. Eigentlich hätte Leni in ihrem Alter Zeit für sich selbst, für Ruhe und Konzerte verdient. Doch die vielen familiären und freundschaftlichen Beziehungen hielten sie auf Trab. Jetzt saß sie auf dem Schemel, die Hundeleinen krampfhaft in den Händen, und erkundigte sich:

»Erich, wer ist dieser Mann? Sag mir, w-e-r ist das ?«

Ich setzte mich neben sie, Ebet kam dazu, und ich antwortete an Leni gerichtet, ich müßte ihr eine längere Geschichte erzählen. Sie dürfe sich beruhigen, meine Story habe nichts mit Sex, Illegalität oder irgendeinem Verbrechen zu tun, schon eher mit den Themen in meinen Büchern. Was ja auch zutraf. Zögerlich, unsicher, folgte Leni uns ins Wohnzimmer. Tomy erhob sich artig, reichte Leni die Hand, was die mit einem Seufzer akzeptierte, und wir entkorkten das Spitzengetränk aller amerikanischen Rotweine: einen *Opus One* des kalifornischen Weingutes Robert Mondavi. Robert, den Weinproduzenten — in seinen Kreisen Bob genannt —, durfte ich vor einigen Jahren in Accapulco persönlich kennenlernen. Damals war ich Gast beim Seminar einer US-Ölfirma gewesen. Manager aus diversen Fachbereichen hielten Vorträge über ihr Spezialwissen. Bob und ich gehörten dazu. An der Bar

hatte er mir erzählt, die Mehrheit seiner Landsleute verstehe wenig von Wein. Selbst zu einem fulminanten *Prime Rib of Beef* würden die Amis Wasser konsumieren. Das konnte ich aus meiner Karriere als Gastronom weiß Gott bestätigen. Noch in den 1960er Jahren hatte ich mich über die Tafelgebräuche der Amerikaner geärgert. Kaum Platz genommen, begannen sie, Butterbrote zu mampfen und Wasser zu trinken. Ich hatte es erleben müssen, wie Amerikaner zu unserer Schweizer Spezialität, dem Käse-Fondue, Schokolade in sich hineinsaugten. Grauenvoll! Bob Mondavi, übrigens mit einer Schweizerin verheiratet, beklagte sich damals in Accapulco über seinen Vater, der ein riesiges Weingut in Kalifornien besaß und nur lausige Massenweine hervorbrachte. Bis Bob mit dem Franzosen Baron Philipp de Rothschild zusammentraf. Die Rotschilds betrieben im Bordeaux eines der weltberühmtesten Weingüter, das seit Jahrzehnten Spitzenweine hervorbrachte. Bob Mondavi und Baron Philipp de Rothschild wurden Freunde. Sie brachten es fertig, gemeinsam einen phänomenalen Wein zu kreieren. Das langjährige Wissen und die Erfahrung der Familie Rothschild paarten sich mit einer aus Frankreich stammenden, doch in Kaliforniens Sonne gereiften Traube. So entstand der *Cabernet Sauvignion Opus One* – ein Tropfen, den man wahrhaftig nur zu besonderen Anlässen kredenzte. Das Etikett zeigt denn auch nur die Gesichtshälften und die Unterschriften von Philipp de Rothschild und Robert Mondavi. Bob hatte mir nach unserem Treffen in Accapulco eine Zwölfer-Kiste *Opus One* geschenkt.

Meine Schwester Leni ist wohl eine der auserlesenen Damen, die etwas von Rotwein verstehen. Sie sah mir zu und beobachtete immer wieder Tomy, als ich genüßlich und mit viel Vorfreude das teure Getränk dekantierte, es

lustvoll in den bauchigen Gläsern schwenkte. Das Kaminfeuer und einige Kerzen verstärkten die friedvolle und doch angespannte Stimmung. Es wurde eine lange Nacht, am Ende standen vier leere Opus-One-Flaschen neben dem Cheminee. Leni unterbrach meine Schilderung nur mit kurzen Bemerkungen wie: Gibt's denn das? Wie ist das möglich? Und Ihr habt das alles tatsächlich erlebt?

Von mehreren Besuchen in der Villa *Serdang* kannte Leni den jungen Marc und seine Mutter. »Marc war von allem Anfang an dabei!«, insistierte ich. »Ruf ihn an, wenn Du mir nicht glaubst!«

Angesichts von Tomys Gegenwart war ein Anruf bei Marc überflüssig. Leni fand sich mit Tomys Anwesenheit ab und begann sogar Witze in seine Richtung zu machen. Immer wieder blickte sie bewundernd auf Tomy, befühlte seine Hände, strich sogar über seine Haare.

»Ich kannte Dich als Knabe, Erich. Du bist neben mir aufgewachsen ...« Leni wußte nicht, ob sie Tomy oder mich anblicken sollte. »... Dich wieder so zu sehen und zu erleben wie früher ist ein Wunder! Und dann die Stimme und die Zähne, Deine breiten, weißen Vorderschaufeln wie vor 30 Jahren. Es ist unfaßbar!«

»Was meinst Du«, wandte sich Ebet an Leni, »was in mir vorgeht, wenn ich diesen hübschen Burschen vor mir sehe, seine Hormone rieche und auch noch höre, wie er damals klang ?«

Dann sprachen die Damen aus, was ich verdrängte. Die Geheimdienste würden uns nie in Ruhe lassen. Wir könnten doch nicht derart naiv sein anzunehmen, die Türken würden den Mord an Ercan einfach vergessen? Und die Iraner die phänomenalen Fähigkeiten von Tomy? »Glaubt ja nicht«, bekräftigte Leni, »die Geschichte sei zu Ende. Schade, daß mein Mann nicht mehr lebt«, meinte

sie resigniert. »Er hätte die Verbindung zum Geheimdienst der Schweiz herstellen können!«

Mir war nicht einmal die Existenz eines Schweizer Geheimdienstes bekannt gewesen. Was sollte der uns helfen? Die Männer vom Dienst würden uns glatt auslachen.

»Aber Tomy ist doch da!«, ereiferten sich Leni und Elisabeth. »Ihr könnt ihn doch leibhaftig vorzeigen. Zwei Erich von Däniken nebeneinander. Ein älterer und ein jüngerer. Das sind knallharte Beweise, die nicht widerlegt werden können!«

Tomy hielt nichts davon, seine Existenz irgendwelchen ominösen Schlapphüten zu offenbaren. Zudem mochte er nicht mehr lange unser Gast sein. Er würde das Haus nicht verlassen, bekräftigte er. Resigniert seufzten unsere Damen ob so viel Männersturheit.

Am darauffolgenden Morgen der nächste Zwischenfall. Es schien nicht möglich, in meinem eigenen Haus endlich auszuschlafen. Durch überlautes und ungeduldiges Klopfen holte mich Edith aus dem Schlaf. Ich spürte keinen schweren Schädel, die Qualität des *Opus One* verhinderte dies.

»Ich glaube, Ihr jüngster Bruder ist tot«, sagte sie mit schwacher Fistelstimme und verkniff sich das Weinen.

Ich rannte die Treppe hinunter, Tomys Zimmer war offen, Neptun lag neben seinem Bett. Wir hatte gestern Nacht vergessen, das Schild »Please don't disturb« an Tomys Türe zu hängen. Als ich mich über Tomy beugte, um seinen Puls und seinen Atem zu kontrollieren, erhob sich Neptun und begann zu knurren. »Braver Hund, lieber Hund, ist ja gut«, besänftigte ich das Riesenvieh mit ruhiger Stimme. Tomys schwacher Atem war da, sein Puls ebenfalls. Ich deckte seinen Oberkörper zu und beruhigte Edith. Mein Bruder leide an epileptischen Anfäl-

len, log ich und hoffte, das Mädchen habe keine Ahnung von Epilepsie. Dann hängte ich das rote »Please don't disturb«-Täfelchen draußen an die Türfalle und verpflichtete Edith, meinen kranken Bruder nicht mehr zu stören. Sie nickte, doch ich hatte das Gefühl, sie glaube mir kein Wort. Mit einigen Tricks versuchte ich, Neptun von seinem neuen Liegeplatz zu verscheuchen. Ließ ich ihn im Zimmer von Tomy, so stand zu befürchten, daß der Hund irgendwann die Türe öffnete, das hatte die Dogge längst begriffen. Und zwang ich sie, draußen Platz zu machen, bestand dasselbe Problem. Das gutmütige Monstrum von einem Tier würde auf die Türklinke springen, und das Zimmer war erneut offen. Also ließ ich Neptun neben Tomy am Boden liegen und instruierte Ebet.

»Laß ihn«, belehrte sie mich. »Was wissen wir schon über die Schwingungen von Hunden? Neptun weiß genau, weshalb er Tomy beschützt – auch wenn wir es nicht kapieren.«

Widerwillig, weil viel zu früh, duschte ich und begann oberflächlich, die Stöße von Korrespondenz durchzublättern, die meine Sekretärin während meiner Abwesenheit für mich übriggelassen hatte. Unglaublich, was wildfremde Menschen alles von mir wissen wollten: »Herr von Däniken, wie hat das alles angefangen ?« (Im Gymnasium!) »Haben Sie schon ein UFO gesehen?« (Nein!) »Glauben Sie an Gott ?« (Ja!) »Sie können bei uns auftreten, gratis natürlich, aber wir machen für Sie Reklame!« (Brauche ich nicht!) Oder die Variante zwei: »Wir überweisen Ihr Honorar einer gemeinnützigen Gesellschaft!« (Ich bestimme selbst, was mit meinen Einkünften geschieht!) »Ich möchte Ihr exaktes Horoskop erstellen. Wo genau (!) sind Sie geboren?« (In Zofingen!) »Wie finanzieren Sie Ihre Forschungen?« (Durch Bücher und

Vorträge!) »Sind Sie Freimaurer ?« (Nein!) »Ich weiß alles über die Pyramide und biete Ihnen an, gemeinsam ein Buch herauszugeben.« (Sonst noch was?) »Ich muß sofort mit Ihnen sprechen.« (Sie können mich mal!) Und so weiter, und so weiter. Seit der Veröffentlichung meines Erstlings *Erinnerungen an die Zukunft* im März 1968 hatte ich bis Mitte 1987 rund 8000 Leserbriefe erhalten.

Für meine Sekretärin kratzte ich ein paar handgeschriebene Bemerkungen auf die Briefe. Dem Himmel sei Dank lag mein Büro in einem anderen Gebäude, sonst wäre das Versteckspiel mit Tomy niemals durchzuhalten gewesen. Meine Sekretärin hatte schon mehrfach versucht, mich ins Büro zu locken, sie mußte von Ebet erfahren haben, daß ich zurück sei. Ich wimmelte ab und meinte, ich sei früher als geplant wieder in der Schweiz und benötige einige Tage Ruhe.

Unerwartet blickte mir Tomy über die Schulter, Neptun schwanzwedelnd neben ihm.

»Schlechte Begegnungen erlebt?«, erkundigte ich mich.

Tomy hob die Schultern. »Interessante Begegnungen. Die beiden Menschen, die mir einen Besuch erlaubten, sind großartig und« – er lachte – »nur einer lügt.«

»Gibt's das auf der Erde ?«

»Wie ich lernte, ja.«

»Darf man Näheres erfahren?«

Tomy berichtete, er sei im Bewußtsein eines begüterten Schweizers gelandet, der bei der Übernahme ziemlich Angst schwitzte, sich dann aber öffnete und die Übernahme als regelrechtes Abenteuer empfand. Der Mann sei intelligent und anpassungsfähig. Er habe mitgespielt, und die Fragen und Antworten seien wie bei einem Tennismatch hin- und hergeflogen. Es habe für beide Seiten Spaß gemacht, und Tomy verstehe jetzt das globale Finanzsystem.

»Üblicherweise sind Finanzhaie keine Unschuldslämmer«, warf ich ein, »und die lügen, bis die Balken brechen! Wie hieß der Typ ?«

Tomy nannte den Namen, den ich nicht weitergeben möchte und beteuerte, Mister X habe einen Teil seines Vermögens geerbt und es auf moralisch anständige Weise vermehrt. Er unterstütze Schulen, Kinderdörfer und wissenschaftliche Forschungen im Bereiche der Biologie und sei ungeheuer neugierig. Deshalb habe er die Übernahme als wissenschaftliches Phänomen eingestuft. »Übrigens findet Mister X Euer kapitalistisches System absolut daneben.«

»Ich höre wohl nicht recht? Ein reicher Kapitalist hält nichts vom Kapital? Weshalb spielt er dann mit ?«

»Weil zur Zeit – so erfuhr ich – kein anderes System funktioniert. Mister X glaubt an eine globale Weltwährung, die er allerdings nicht mehr erlebe. Vielleicht wird er Dich anrufen.«

»Was ?!« Ich erschrak.

»Seit meinem Besuch weiß Mister X, wer Du bist und wo ich zu Gast bin. Es wäre menschlich, wenn er den Kontakt zu Dir sucht.«

Tomy schob einen Stuhl neben mich und dozierte sachlich, alle Menschen, die er übernehmen dürfe, wüßten hinterher Bescheid über mich. Das sei unvermeidlich, weil sie schließlich Fragen stellten und er sie nicht anlügen könne. Erst später, als Tomy längst nicht mehr unter uns weilte, erhielt ich wunderbare Briefe von Menschen, denen Tomy »beigewohnt« hatte. Es wurden auch Freundschaften daraus. Alle hielten dicht über Tomy, wenn in drei Fällen auch nur als Selbstschutz. Nicht einer darunter hat mich je angelogen. Und das gegenseitig. Die zweite Person, die Tomy an jenem Morgen übernommen hat-

te, war ein höherer kirchlicher Würdenträger in Deutschland. Schmunzelnd berichtete Tomy, der Kirchenmann habe anfänglich schreckliche Angst verspürt und angenommen, er würde vom Teufel besessen. Es habe viel sanfte Einfühlungskunst benötigt, ihn zu beruhigen und einen Dialog nach innen zu führen, bevor seine Hochwürden herzklopfend mitgespielt habe.

»Wird der mich auch anrufen?«

»Kaum.« Tomy schüttelte den Kopf. »Der schämt sich seiner Lügen und wird sich hüten, überhaupt je etwas von unserer Begegnung verlauten zu lassen.« Dann erklärte Tomy, unsere Gesellschaft sei in einem System gefangen, das nicht erlaube, Dinge öffentlich auszusprechen, solange sie unvernünftig scheinen. Ich konterte, er meine wohl den Zeitgeist, dieses Phänomen, gegen das ich seit Jahren mit wenig Erfolg ankämpfte. Tomy nickte schweigend zu meiner Analyse.

»Einen Zeitgeist gibt es nicht, und doch existiert er. Du hast recht, alle Menschen sind Gefangene dieses nichtexistierenden Zeitgeistes. Wir dürfen zwar sagen und schreiben, was wir denken, doch wenn die Zeit nicht reif ist, interessiert es niemanden, und solltest Du Kraft haben, Dein Wissen trotzdem in die Welt zu posaunen, landest Du alsogleich auf dem Müllhaufen der Lächerlichkeit. Du wirst aus der Gesellschaft der >Vernünftigen< ausgeschlossen.«

Tomy grinste mitfühlend. Doch weil die Leser dieser unglaublichen Geschichte nicht wissen können, um was es eigentlich geht, muß ich wohl eine kurze Erklärung über den Zeitgeist einschieben.

Ein Journalist ist ein Mensch, der Fakten sammelt, um sie bekannt zu machen. Ist in der gerade herrschenden Gesellschaft ein UFO ein Reizwort, so wird der Journa-

list keinen positiven Artikel über UFOs veröffentlichen können. Die Chefs des Journalisten lassen das nicht zu. Sie müssen »vernünftig« sein. Was ist, wenn der Journalist selbst zum Chefredakteur avanciert? Das wird er nur, wenn er in seiner Laufbahn stets »vernünftig« blieb und keinen Unsinn verbreitete. Als Chef könnte er in seiner Zeitung – soweit es sich um ein seriös-sein-wollendes Blatt handelt – niemals einen positiven UFO-Bericht auf die erste Seite bringen. UFOs haben gefälligst nicht zu existieren und wer sich für sie stark macht, muß a priori ein Trottel sein. In den Augen der »Vernünftigen« werden aus UFOs Leichtflugzeuge, Drachen, Heißluftballone, Spiegelungen, Halluzinationen, Erfindungen, Phantastereien, Mückenschwärme, hochfliegende Wetterballone oder meinetwegen hell leuchtende Planeten, die in der Sichtungsnacht gerade mit irrwitzigen Geschwindigkeiten um die Erde kurvten. Diese »Vernünftigen«, wenn auch durch und durch pseudowissenschaftlich, hängen sich stets das Mäntelchen der Wissenschaftlichkeit um, bedienen sich der Methoden der Verunglimpfung und Ausgrenzung und beteuern bei jeder unpassenden Gelegenheit ihre Seriosität. Diese Gesellschaft akzeptiert »unvernünftige« Aussagen selbst dann nicht, wenn sie von Menschen ausgesprochen werden, die in der Rangordnung weit oben angesiedelt sind. Man stelle sich nur einmal vor, der Papst oder der Regierungschef XY würde öffentlich kundtun, er habe sich mit einem Außerirdischen unterhalten. Die Persönlichkeit wäre auf der Stelle weg vom Fenster. Außerirdische? Hier? Mann, Du hast wohl nicht mehr alle Tassen im Schrank! Als im Februar 1969 mein Buch *Chariots of the Gods* (deutscher Titel: *Erinnerungen an die Zukunft)* in den USA Platz eins der Bestsellerlisten erklomm, rührten sich sehr rasch promi-

nente und weniger prominente Kritiker. So weit – so gut. Kritik gehört zum Wissenschafts- und Demokratiebetrieb. Neben der berechtigten Kritik kamen faustdicke Lügen, erdacht in der Küche der Desinformation und eingeschleust in den mächtigen Medienbetrieb. Immer mehr entwickelte sich ein negatives Bild, denn Journalisten übernehmen von Journalisten. Die altbekannte Masche: Ping-Pong. Bald galt es in »vernünftigen« Kreisen als tabu, über meine Werke etwas Positives anzumerken. Kurioserweise tauchten zwar meine Ideen in allen möglichen Publikationen und sogar TV-Serien auf – doch niemals unter Angabe der ursprünglichen Quellen. Die Medien und die Wissenschaft hatten sich vereinnahmen lassen, hatten ihre Unschuld verloren, und für eine nachträgliche Korrektur fehlte es an Zivilcourage.

Der Zeitgeist ist eine kollektive Verdrängung von Dingen, die wir in der jeweiligen Epoche nicht zur Kenntnis nehmen wollen. Dieser ominöse Geist erinnert mich an den Hausherrn, in dessen Gemäuer es von Ratten wimmelte und der allen Besuchern versicherte: »Ratten? Hier? Aber ich bitte Sie! « Er gab es auch dann nicht zu, als die ersten Kleinkinder von Ratten angenagt im Schloß herumschrieen und im Keller die zerfressene Leiche der lange vermißten Schwiegermutter auftauchte. Der Zeitgeist nimmt für sich stets in Anspruch, vernünftig, klug, moralisch vertretbar und selbstverständlich wissend zu sein. Er tötet den Fortschritt.

Haben Sie, verehrter Leser, jetzt verstanden, was Tomy und ich mit »Zeitgeist« meinen?

Beim Mittagessen auf der Veranda machte Ebet auf einen älteren, dunklen Citroen aufmerksam, eines jener Autos, an denen die Motorhaube noch seitlich geöffnet werden

mußte. Der Wagen mit einem gelben französischen Nummernschild stand auf dem Gehsteig, knapp 100 Meter vom Haus entfernt. Zwei Männer saßen drin, und einer knipste mit einer Nikon-Kamera schier ununterbrochen unsere Villa. Ich kannte diese Fotoapparate, speziell für Sportjournalisten entwickelt, auf Distanz, weil ich sie selbst seit Jahren benutzte. Dann wechselte das Auto die Position auf die andere Straßenseite, etwa 200 Meter vorwärts. Ich rannte hinaus und versuchte, die Wegfahrt zu verhindern, doch der Citroen war schneller.

»Es tut sich etwas«, bemerkte Tomy spöttisch. Ebet meinte, ob wir nicht doch besser die Polizei informieren sollten. Wir taten's nicht. Ich rief Marc an und wollte wissen, wem er Tomys Geschichte erzählt habe. Der versicherte, er habe seiner Mutter und seiner Schwester zwar unsere Abenteuer geschildert, aber nichts von einem ET erwähnt. Er erkundigte sich noch, ob er für einige Nächte zu uns ziehen solle. Wir verfügten über genügend Zimmer. Ich meinte, er möge noch abwarten.

Das Erwachen in der dritten Nacht im eigenen Hause hätte mit einer Katastrophe enden können, wäre Neptun nicht gewesen. Der begann plötzlich wie wild zu bellen, die zwei anderen Hunde stimmten ein. Neptun jagte die Treppen hinauf und hinunter, sprang auf die Türklinken von sämtlichen Zimmern, in denen Menschen wohnten. Wir rannten ins Parterre, Ebet mit einer Taschenlampe bewaffnet. Ich mit der Pistole, die ich, ohne weiter zu denken, aus dem Nachttisch gerissen hatte. Im Parterre sprang Neptun auf die Klinke der Verandatüre und bellte angriffslustig. Mir schien, als ob ich im Dunkeln eine Gestalt gesehen hätte, die zwischen den alten Bäumen verschwand. Ich drückte die Klinke, Neptun und die anderen Hunde rasten hinaus. Wir hörten ein Auto star-

ten, bemerkten aber keine Scheinwerfer. Als wir die Hunde erreichten, bellten sie immer noch wütend und versuchten, die Gartenmauer zu überwinden.

Außer Atem und aufgewühlt kehrten wir zur Veranda zurück. Die Hunde wollten sich partout nicht beruhigen lassen. Auf dem rustikalen Holztisch lagen eine alte angebrochene Schachtel Zigaretten und ein Feuerzeug von mir. Ich griff danach, doch Tomy fiel mir in den Arm:

»Riecht Ihr nichts? Hier stinkt's nach Benzin!«

Ich legte das Feuerzeug weg, Ebet öffnete erneut die Verandatüre, und wieder schossen die Hunde in die frostige Winternacht. Mit gespreizten Vorderbeinen blieb Neptun an einer Stelle stehen, schnüffelte und vollführte Trappelschritte vor und zurück. Dort, direkt an der Hauswand, wo Pflanzen sich bis zum Dach hochreckten, lag ein Putzlappen, durchnäßt mit Petroleum. Beherzt griff ich danach und schleuderte den stinkigen Lumpen in den Rasen hinaus. Ein brennendes Streichholz hätte gereicht, um die Hauswand bis zum Dach hinauf in loderndes Feuer zu verwandeln.

»Das war ein mißglückter Brandanschlag!«, stellte Ebet wütend fest. »Jetzt muß die Polizei her, egal, was Ihr dazu sagt.« Dann liebkoste sie Neptun und die anderen zwei Tiere.

Die kleine Expertengruppe der Polizei stellte nichts anderes fest: versuchter Brandanschlag. »Haben Sie Feinde«, erkundigte sich der Älteste der Beamten. Natürlich hatte ich das. Wer Dinge schreibt, die nicht genehm sind, hat immer Gegner.

»Es geht nicht um Gegner Ihrer Ideen«, meinte der Brandexperte der Polizei. »Ich meine richtige Feinde, die Ihnen ans Leder wollen. Um einen derart perfiden Anschlag auszuführen, muß sich enormer Haß angestaut

haben.« Die drei Beamten nahmen das Protokoll auf, steckten den Petroleumlappen in eine Kunststofftüte, suchten nach Fingerabdrücken, wünschten zu wissen, wer im Hause lebte – wir stellten Tomy vor, verschwiegen aber seine Herkunft. Schließlich meinten die Beamten, und das sollte für uns wohl als Beruhigung dienen, ihre Patrouillen würden vermehrt ein Auge auf die Villa *Serdang* werfen. Am vernünftigsten wäre eine Alarmanlage um das gesamte Grundstück; und ohne die Hunde wäre es zu einer Katastrophe gekommen. Das wußten wir auch.

Eine vernünftige Alarmanlage war auf die Schnelle nicht zu beschaffen. Ich rief Marc und meinen Bruder Otto an, bat sie herzukommen und einige Tage bei uns zu bleiben. Ohne Wachen rings um die Uhr ging es vorerst nicht. Tomy versicherte, es würde nicht zu einem zweiten Anschlag kommen, die Gegner seien gewarnt. Vielleicht sei das Ganze auch nur als Angstmacherei gedacht gewesen. Die andere Seite müßte schließlich über unsere Hunde Bescheid wissen. Ebet schlug vor, Tomy und ich sollten uns in irgendeinem Berghotel einquartieren, doch wir ließen Elisabeth nicht alleine.

Otto war zwei Jahre älter als ich, von Beruf Ingenieur und ein absoluter Science-Fiction-Fan. Er akzeptierte Tomys seltsame Existenz sehr rasch und nahm sie als nüchterne Begebenheit. Es kam zu phantastischen und hochinteressanten Gesprächen. Marc war auch anwesend. Otto stellte Fragen an Tomy, die ich aus einer Art von Ehrfurcht und Respekt nicht zu stellen wagte. So wollte er gleich zu Beginn wissen, ob es Gott gebe.

»Natürlich«, antwortete Tomy.

»Du hast erklärt, Ihr seid eine Energieform. Also etwas wie Gott!«

»Unsinn! Wir sind ein mikroskopischer Bestandteil

des Universums – wie Ihr. Gott umfaßt das gesamte Universum und die immerwährende Schöpfung dazu. Gott existierte längst, als es uns zu geben begann.«

Tomy dozierte, die Menschen verstünden unter Gott etwas, das immer da gewesen sei und ewig existiere. In seiner Welt nenne man es »den grandiosen Geist der Schöpfung«. Der Urknall unserer Astrophysik sei gerade der Beginn e-i-n-e-s Universums, ein Klacks in Raum und Zeit, wobei die Zeit nur für die Materie und die Schwingung aus ihr existiere. Dasselbe hatte ich schon in meiner Reise durch das Universum begriffen, ohne es zu verdauen. Ich verstand es auch jetzt nicht. Ich fragte, ob Philosophen es begreifen würden. Tomy verneinte dies mit der Begründung, die philosophischen Denkweisen würden die Erde als geschlossenes System betrachten – was wir nie gewesen seien. Ebet – katholisch erzogen wie ich – bestand auf dem christlichen Gottesbild, und Tomy, immerhin ausgestattet mit meinem und seinem Wissen, meinte liebenswürdig, er wolle ihre religiösen Gefühle nicht verletzen.

»Tust Du nicht«, beharrte Elisabeth. »Ich kenne Erichs Ansichten über Religion, und mich interessiert lediglich, was aus Deiner Warte noch dazukommt.« Die Diskussion wurde kompliziert, ich holte das Diktiergerät und möchte – obwohl ich Wort für Wort abtippen könnte – nicht in aller Ausführlichkeit darauf eingehen. Nur die Leitrichtung von Tomys Erklärungen sollen hier stehen, es mag ja interessieren, was ein Außerirdischer von unserem christlichen Gott hält.

»Wie ich aus Erichs Gedankenwelt und der des Theologen, den ich kürzlich besuchte, weiß, beginnt die christliche, jüdische und muslimische Gottesvorstellung mit einem allmächtigen Schöpfer. Diese Vorstellung ist rich-

tig, denn die Schöpfung ist das gesamte Universum. Nun aber sagt die christliche Glaubenslehre, dieser allmächtige Gott habe Pflanzen, Tiere und, als Krone der Schöpfung, den Menschen erschaffen. Eure Bibel hält fest: >Und Gott sah, es war gut.< Dennoch reute es später den Herrn, daß er die Menschen geschaffen hatte, >und es bekümmerte ihn tief<. Er korrigiert seinen Irrtum durch eine Flut. Ihr Menschen unterstellt hier einen göttlichen Fehler – den es nicht geben darf. Als Ursprung des Christentums gilt die Sünde von Adam und Eva im Paradies. Eine vererbte Schuld, die nur durch ein Opfer von Gottes Sohn getilgt werden kann. Hier verwechselt Ihr Ursache und Wirkung. Daß die Stammeltern eine Sünde begehen würden, mußte Gott in seiner Zeitlosigkeit von vornherein wissen. Erkennt Ihr die Unlogik in Eurem Denken? Ihr habt Eurem biblischen Gott Eigenschaften wie All-Macht und All-Güte zugeschrieben. Doch ein Gott, der zwar alles könnte, aber tatenlos zuschaut, kann angesichts des grauenhaften Unheils in Eurer Welt wohl kaum für all-gütig angesehen werden. Wäre er all-gütig, könnte aber die Schreckenstaten der Menschheitsgeschichte nicht verhindern, so würde dies die All-Macht ausschließen. Beide Eigenschaften sind unvereinbar. Zumindest solange Euer Planet ist, was er ist: eine scheinheilige Versammlung von Rechthabern. Um Erklärungen für das Unerklärliche zu finden, habt Ihr Menschen das Problem selbst als Lösung herausgegeben. Angesichts des unendlichen Universums, das sich dauernd erneuert, stellt sich die Frage nach Gott überhaupt nicht. Diese Schöpfung ist nun mal da, wir und alles um uns herum sind Bestandteil der Schöpfung. An diese Stelle setzten wir den >grandiosen Geist der Schöpfung<. Im Gegensatz zu Eurer Theologie und dem Glauben einfacher Menschen ist dieser >grandiose Geist der

Schöpfung< nicht zuständig für Euer Leid, Eure Kriege, Eure Naturkatastrophen; Ihr müßt davon wegkommen, das Phänomen >Gott< mit einer Person zu identifizieren. Der >grandiose Geist der Schöpfung< ist der Ursprung in der Zeitlosigkeit des Universums.«

Den letzten Satz hatte ich überhaupt nicht mehr begriffen, den anderen ging es genau so. Elisabeth mischte sich ein:

»Du hast einen höheren christlichen Würdenträger übernommen. Die Christen glauben an die Erbsünde und die Erlösung durch Jesus. Lügen die eigentlich alle ?«

Tomy, der in dieser Phase sehr menschlich wirkte, wiegte den Kopf:

»Ihr habt ein Wort, das sowohl Ja wie Nein bedeutet: J-ein. Nicht entweder – oder. Beides ist möglich. Der Geistliche, den ich übernehmen durfte, ist ein Doktor der Theologie. Sein Intellekt sagt, die Geschichte mit der Erbsünde und der Erlösung sei falsch. Doch sein Glaube überrumpelt den Verstand. Glaube verlangt keinen Beweis. Glaube akzeptiert etwas gegen jede Vernunft. Man wird falsch bis zur Unschuld und redet sich ein, im Reiche Gottes sei selbst das Unmögliche möglich. Gläubige, sofern sie überhaupt den Mut zur kritischen Analyse aufbringen, belügen sich selbst.«

Unvermeidlicherweise wollte Otto noch wissen, ob es im Universum auch intelligente Lebensformen gebe, die menschenähnlich seien, und Tomys Antworten entsprachen in einigen Punkten dem, was mir ohnehin bekannt war und ich in meinen Büchern ausführlich behandelt habe. (Deshalb wiederhole ich es nicht.) Ich fühlte mich schon ein bißchen geschmeichelt, in den vergangenen Jahrzehnten ein Wissen herausfiltriert zu haben, das offenbar so verkehrt nicht war. Auch die heikle Frage nach Zeit-

reisen kam an jenem Nachmittag auf den Tisch. Steif behauptete Otto, Reisen in die Vergangenheit seien unmöglich, weil dies zu gefährlichen Zeitparadoxen führe. (Sie reisen in die Vergangenheit, begegnen dort Ihrem Urgroßvater und bringen ihn durch eine unglückliche Begegnung um. Erfolgt diese Begegnung, bevor Ihr Urgroßvater ihren Großvater gezeugt hat, so kann der logischerweise Ihren Vater nicht gezeugt haben, und Sie existieren gar nicht, um Ihre Zeitreise anzutreten. Das ist ein klassisches Zeitparadoxon.)

Tomys Lippen überzogen sich wieder mit seinem undefinierbaren Mona-Lisa-Lächeln, das stets dann auf seine Züge trat, wenn er etwas wußte, es aber nicht in menschliche Worte zu kleiden vermochte.

»Zeitreisen sind dennoch möglich«, dozierte er liebenswürdig an Otto gewandt. »Stell' Dir ein sehr feinmaschiges Netz eines Tennisschlägers vor. Wenn der Ball auf den Schläger trifft, verursacht er eine Delle. Der Raum wird gekrümmt. Anstelle des Tennisballes nimmst Du jetzt eine winzige, extrem schwere Kugel, die den Raum derart verkrümmt, daß er sich zu einer Kugel um Deine eigene Kugel schließt. Deine mikroskopische, aber ungeheuer schwere Kugel wäre die Zeitmaschine. Sie kann den Raum an jeder x-beliebigen Stelle des Kreises verlassen, auch in einer Vergangenheit. Dies ergibt sich übrigens aus Einsteins allgemeiner Relativitätstheorie. Das für Euch noch Unfaßbare dabei ist, daß die Zeitmaschine beim Verlassen des Kreises in einer anderen Dimension landet, denn es existieren unendlich viele Dimensionen um den Raum herum, die alle gleichzeitig vorhanden sind. Bildlich gesprochen: Neben diesem Raum, in dem wir uns gerade unterhalten, liegen Trillionen anderer Räume, nur den Bruchteil eines Nano-Millimeters von uns entfernt.

Dort existieren Menschen wir Ihr, sie diskutieren wir Ihr, sind aber dennoch nicht die genau gleichen. In der anderen Dimension könntest Du Deinen Urgroßvater umbringen, doch dieser Urgroßvater ist nicht derselbe Urgroßvater wie derjenige aus Deiner Dimension.«

»Das ist mir zu hoch.« Otto wirkte resigniert. »Es gibt nun mal nur einen Urgroßvater, und den könnte ich nicht zehnmal ermorden.«

Tomys Lächeln wirkte entspannend. Keiner in unserer Runde empfand seine Erklärungen als Rechthaberei. Wir kamen uns vor wie Statisten, staunende, lernende Kinder, die etwas als Wahrheit einstuften, ohne es kontrollieren zu können. Wir glaubten ihm, weil seine Persönlichkeit absolute Glaubwürdigkeit ausstrahlte. Unsere Einsprüche griff Tomy mit der Sanftmütigkeit eines Dalai Lama auf. Was wußten wir schon?

»Euer österreichischer Mathematiker Kurt Gödel erkannte vor 30 Jahren, daß Einsteins allgemeine Relativitätstheorie Reisen durch die Zeit zuläßt. Doch Gödels Zeitmaschine war nur in einem rotierenden Universum möglich. Doch das Universum rotiert nicht.« Tomy blickte in die schweigende Runde. Obwohl wir nichts verstanden, nickten wir Unwissenden. Tomy setzte sich neben Otto auf die breite, gepolsterte Stuhllehne.

»Weißt Du, wer Kurt Gödel war ?«

»Keine Ahnung«, resignierte Otto.

»Der Mann wurde 1906 in Brünn, im damaligen Österreich-Ungarn, geboren. Er studierte in Wien Mathematik und Physik und verfaßte später eine Habilitationsschrift mit dem unmöglichen Titel: *Über formal unentscheidbare Sätze der Prinzipia Mathematica und verwandter Systeme.«*

»Um Gottes Willen!« Otto hob die Hände über den Kopf. »Davon verstehen wir alle nichts.«

»Nur eine Kleinigkeit noch«, lachte Tomy. »Gödel erschütterte die Mathematik in ihren Grundfesten, obwohl gerade Mathematik doch eine unsagbar logische Wissenschaft ist. Er formulierte einen >Unvollständigkeitssatz für die Mathematik<, und entlarvte alle formalen Systeme als unvollständig. Was sie tatsächlich sind, doch damit will ich Euch nicht belasten.«

»Ich habe ohnehin nichts begriffen«, bemerkte ich trokken, »ich wurde von der höheren Mathematik nie geküßt. Hast Du ein Beispiel für Dümmere ?«

Tomy wechselte seine Position, hockte sich im Schneidersitz auf den Teppichboden, blickte mitleidsvoll in die Runde:

»Der Bürgermeister von New York möchte mit seiner Tochter, einem befreundeten Rechtsanwalt und dessen Frau gemeinsam nach Paris fliegen. Im Flugzeug sind aber nur noch drei Plätze frei. Dennoch kann die Gruppe mitfliegen. Wie ist das möglich ?«

Ebet reagierte als erste: »Die Tochter muß sich auf den Schoß des Vaters setzen.«

»Viel einfacher«, lachte Tomy. »Die Tochter ist die Frau des Rechtsanwaltes!«

»Heureka!«, klatschte Otto. »Unser ganzes Gespräch haben wir auf Tonband. Ich werde jetzt einen dieser genialen Quantenphysiker suchen und ihm das Band vorspielen.«

»Warum nicht ?« entgegnete Tomy. »Er wird das für Euch Unverständliche in eine mathematische Formel kleiden und wenigstens seinen Fachkollegen verständlich machen können. Im Universum existieren Myriaden von Realitäten dicht nebeneinander. Räumlich gesprochen. In Wirklichkeit sind sie alle gleichzeitig. Eine vage Vorstellung davon gibt Dir das Bild einer Holographie. Unend-

lich viele Hologramme nebeneinander, übereinander, untereinander, ineinander, die alle gleichzeitig vorhanden sind, und doch gibt es von Hologramm zu Hologramm mikroskopische Unterschiede. Du landest mit Deiner Zeitmaschine stets in einer anderen Gegenwart – oder in einem anderen Hologramm.«

Was sollten wir dazu sagen? Elisabeth begann, Früchte zu reichen, Marc blies Rauchringe in die Luft, Otto starrte vor sich auf das Teppichmuster. Tomy versuchte es noch mit mir, obwohl er meinen Gedächtnisinhalt auswendig kannte:

»Verstehen kannst Du es auch nicht, Erich. Ihr Menschen seid überfordert. Ihr leidet an einem Erschöpfungszustand, herbeigeführt durch die Vielzahl der Eindrücke um Euch. Aber wenn Du nach innen blickst, erinnerst Du Dich an die >Show< und erkennst das holographische Universum.«

»Und wo bleibt Gott ?«

»Der grandiose Geist der Schöpfung ist die Allgegenwart der Schöpfung. Wenn Dir plötzlich ein prächtiger, farbiger Papagei zufliegt, sich auf Dein Fenstersims setzt und einige verständliche Sätze in menschlicher Sprache krächzt, Du aber keine Ahnung hast, woher der Vogel kommt, was schließt Du daraus ?«

Ich mußte nicht lange nachdenken:

»Irgendwo muß es einen Menschen geben, der dem Papagei die Sätze beibrachte.«

»So ist es mit dem grandiosen Geist der Schöpfung! «



DIE GROSSE VERWIRRUNG

Wir weihten drei weitere Personen in Tomys Geheimnis ein und organisierten eine Nachtwache. Im Garten stellten wir Scheinwerfer auf, geradeso, als wollten wir Bäume und Sträucher beleuchten. Rund um die Uhr beobachteten wachsame Männeraugen das Grundstück. Zudem schickten wir die Hunde vermehrt nach draußen. Die Villa *Serdang* war eingezäunt, Richtung Straße durch die Mauer und nach hinten durch einen starken Zaun. Die Hunde konnten nicht weglaufen, und Neptun hätte jeden unbekannten Besucher aufgehalten. Vier Tage und Nächte lang geschah nichts, außer daß Chantal von irgendwoher anrief und sich erkundigte, ob sie uns am Sonntagabend besuchen dürfe. Das war in fünf Tagen.

Tagtäglich lag Tomy stundenlang blaß auf seinem Bett. Von seinen »Reisen« zurückgekehrt, wirkte er von Mal zu Mal resignierter. Ich suchte das Gespräch, versuchte ihn aufzumuntern, doch meistens lächelte er nur und bat um Verständnis, wenn er nicht sprechen wolle. Am zweiten Tag nach Marcs und Ottos Einzug zeigte er mir einen parfümierten und persönlichen Brief von Edith, unserem Hausmädchen. Sie schrieb, jedes Mal in seiner Nähe empfinde sie ein sehr wohliges Gefühl, ein Prickeln, das ihre Gedanken ergreife und sie nicht mehr loslassen wolle. Ob er ihr helfen könne?

Ich riet Tomy, er möge zurückschreiben, aber seine Antwort in einer Art formulieren, daß sie nicht gleich in seinem Bett lande. Von Tomy kam die übliche Antwort:

er könne nicht lügen. Trotzdem verfaßte er einige Zeilen, die er mir sogar zeigte, bevor er sie unter Ediths Türe schob. Sie sei ein aufgewecktes, reizendes Wesen, formulierte er, und auch er verspüre Sympathie für sie. Von einem intimeren Kontakt möchte er absehen, denn seine Gedanken bewegten sich in einer anderen Welt. Damit weckte er Ediths Gefühle nur noch mehr, und prompt schob sie ihm zwei weitere Briefe zu. Tomy meinte, er würde Edith über seine wahre Identität aufklären, und ich bat ihn inständig, dies zu unterlassen. Edith könnte es weder verstehen, noch verkraften.

Dreimal noch setzten wir uns nach dem Abendessen zusammen, und Tomy informierte die ganze Runde über seine »Besuche«. Diverse Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen hatte er übernommen – stets mit deren Einverständnis. Ein Wissenschaftler nach dem anderen lieferte in gedanklichen Bildern die Existenz eines Kollegen. Tomy habe dann gebeten, er möge seinen Kollegen doch gleich anrufen und sich erkundigen, ob er zu einem telepathischen Experiment bereit sei. Nur ein einziger der Wissenschaftler habe Gedankenübertragung überhaupt für möglich gehalten, alle anderen hätten gelacht, sich aber dennoch bereiterklärt, am Experiment – wenn auch nur spaßeshalber – mitzumachen. Der Rest sei Routine gewesen, versicherte Tomy, und die Verblüffung auf der anderen Seite jeweils riesengroß. Nach demselben System habe er Politiker heimgesucht. Insgesamt seien es 34 Menschen rund um die Erde gewesen.

»34 Menschen in den letzten Tagen?«, rief ich, »und die kennen mich jetzt alle ?«

»Ja«, stellte Tomy sachlich fest.

In den darauffolgenden Wochen erhielt ich von mehreren Unbekannten Anrufe und Briefe. Die meisten An-

rufer verhielten sich anfänglich bedeckt, sie fürchteten um ihren Ruf, zweifelten an ihrem Verstand, waren über das einzigartige Erlebnis in ihrem Innern unsicher. Meistens begann ein Telefonat mit der Frage:

»Sind sie Erich von Däniken?«

»Ja, sogar das Original.«

»Ich erhielt Ihre Telefonnummer von einem gemeinsamen Bekannten und würde mich freuen, Sie kennenlernen zu dürfen.«

»Ich habe viele Bekannte, und eine persönliche Begegnung ist eine Frage meiner Agenda. Ich bin mit Terminen überladen. Wer war denn der Bekannte, der Ihnen meine Nummer gab ?«

Räuspern. Dann: »Hhmm. Der Familienname fällt mir gerade nicht ein. Aber sagt Ihnen der Name Tomy etwas?«

»Selbstverständlich! Und jetzt freue ich mich auf unser erstes Gespräch ...«

Alle Gespräche fanden statt – einige mehrfach –, auch die mit den Korrespondenzpartnern. Es entstand eine Art »Club der nicht-lügenden Menschen«. Keiner machte keinem etwas vor, es bildete sich ein Kreis von Verschwörern unter Eingeweihten, unter Menschen, die dasselbe erlebt hatten, aber keine Öffentlichkeit wünschten. Und die erfreuliche Nebenwirkung: Wissenschaftler und Journalisten, die bislang weder mich noch meine Arbeit ernstgenommen hatten, taten es jetzt und verteidigten meine Ansichten. Rückblickend stelle ich fest, daß sich seit Tomys Besuch im Spätherbst des Jahres 1987 die Einstellung unzähliger Personen mir gegenüber veränderte. Gelehrte begannen, sich diesem Erich von Däniken gegenüber wohlwollend und verständnisvoll zu verhalten, sie beeinflußten ihre Bekannten, dasselbe wiederholte sich im Kreise von Journalisten.

Ich erkundigte mich bei Tomy, ob er inzwischen Chantal übernommen habe und wisse, wer Ercan umbrachte. Chantal komme am Sonntag, meinte Tomy lakonisch, und über Ercan wisse er nichts neues. Wir Menschen, so Tomy, mögen zwar auf unsere Weise interessant sein, doch insgesamt unehrlich.

»Ein Planet der Lüge, der mir jede Freude an diesen Wesen stiehlt.«

»Betrifft das mich auch?«

»Du weißt selbst, wo Du lügst«, lachte er mich aus. »Doch auch Deine Lügen sind unnötig. Versuch's mal!«

Am Sonntagabend rannte ich mit den Hunden im Park herum, als Neptun unerwartet anschlug und wie ein Blitz Richtung Verandatüre spurtete. Die Türe war zu, und ausgerechnet diese Türe mit der schweren Eisenklinke konnte Neptun von außen nicht öffnen. Ich glaubte, Tomy sei in der Küche und helfe Elisabeth beim Kochen. Dann hörte ich etwas, das ein Schuß sein mochte, aber nicht mußte, gleich darauf eine Befehlsstimme, die ich nicht verstand, und das Zuknallen einer Autotüre mitsamt dem Quietschen von Reifen.

Tomy! – schlagartig durchzuckte mich ein fürchterlicher Gedanke. Gelähmt wie in jenen Träumen, im denen man verfolgt wird und nicht wegrennen kann, blieb ich stehen. Tomy!, schrie es in mir, meine Knie ließen mich im Stich, und ich sackte in den feuchten Rasen. Das nächste war eine Welle von Wohlwollen, Beruhigung und Herzlichkeit. Tomy war in mir.

»Sie hat es getan.«

»Wer ?«

»Chantal.«

»W-a-s hat sie getan?«

»Meinen Körper getötet.«

»Wie? Um Gottes Willen w-i-e?«

Tomy übermittelte die Geschehnisse direkt in mein Bewußtsein.

»Durch Hochspannung. Es läutete, Elisabeth blieb in der Küche, und ich öffnete die Türe. Chantal stand in einem seltsamen, dunkel-glänzenden Ölüberzug vor der Türe und drückte mir blitzartig einen Gegenstand mit zwei Elektroden an den Körper. Die Spannung war höher als bei einem normalen Phaser, den amerikanische Agenten benutzen. Der Herzmuskel verkrampfte sich.«

»W-i-e-s-o? Sag mir, wieso! Geh' rasch, übernimm das Miststück und sag mir, wieso ?«

»Geht nicht. Sie ist tot!«

Trotz Tomys beruhigender Anwesenheit vermochte ich meine Gedanken kaum mehr zu kontrollieren. Schwankend stand ich auf. Elisabeth und Otto erschienen an der Verandatüre, schrieen etwas, ich hörte gar nicht hin, torkelte auf sie zu.

Tomy mußte nichts erklären. Sachte, fast teilnahmslos, tauchten Bilder in meinem Bewußtsein auf, die Tomy in mir abspulte. Er selbst an der Haustüre, Chantal in ihrem Ölzeug davor mit einem pistolenähnlichen Gegenstand in der Rechten. Den Schmerz, als Tomys Körper sich aufbäumte und er versuchte, den Herzschlag zu stabilisieren. Dann ein dunkler Cadillac, die aufgerissene Hintertüre und der Kommandant der Kaserne von Taftan im Iran. Er trug ein dunkelgraues Sakko, schwarze Hosen und ein weißes Hemd mit blauer Krawatte. Der Kommandant riß die Türe des Cadillacs auf, bellte irgendein Kommando auf arabisch und schoß Chantal, ohne zu zögern, in den Rücken. Durch Tomys Augen, die jetzt in mir zu verblassen begannen, sah ich einen zweiten Mann

aus dem Cadillac hasten. Er rannte ums Auto herum, öffnete den Kofferraum, packte gemeinsam mit dem Kommandanten je ein Bein von Chantal. Sie zerrten den leblosen Frauenkörper in den Kofferraum, schwangen sich in die Hintersitze, und der Cadillac brauste davon. Ich erlebte, wie Tomy seinen toten Körper verließ und in mein Bewußtsein drang.

Inzwischen hatte ich die Verandatüre erreicht. Neptun schoß an Elisabeth und Otto vorbei und blieb, die Haare aufgestellt und in Abwehrstellung, vor Tomys leblosem Körper stehen. Er beschnüffelte ihn nicht, leckte ihn nicht, stand breitbeinig mit gerunzelter Stirn etwa einen Meter davor. Beruhigend redete Elisabeth auf die Dogge ein, die anderen zwei Hunde waren ebenfalls dazugekommen – keiner beschnüffelte Tomy, dessen Körper nach innen verkrümmt auf dem Teppich lag.

Hastig erläuterte Otto, er sei im ersten Stock gewesen, habe das Läuten der Hausglocke gehört, dann einen Schuß, das Zuschlagen von Autotüren und das Quietschen der Reifen. Elisabeth hatte in der Küche gar nichts mitbekommen. Offenbar hatte Tomy die Türglocke gehört. Sie registrierte nur, daß er aus der Küche ging.

Mit Kommandostimme unterbrach ich die Rederei:

»Seid ruhig! Tomy ist in mir! Nur dieser Körper ist tot.« Ich wies auf den Boden und hätte heulen können vor Ohnmacht.

»Sei gegrüßt, Elisabeth, hallo Otto«, sagte Tomy mit meiner Stimme. Wir setzten uns auf die Polstergruppe im Wohnzimmer, und Tomy schilderte nochmals, was ich bereits wußte. Während des Gesprächs klingelte die Hausglocke. Vorsichtig geworden, guckte Otto durch den kleinen Türspion, bevor er öffnete. Es war Marc. Der starrte zuerst entgeistert auf Tomys toten Körper, setzte sich

dann zu uns und wurde von Tomy – in meiner Stimme – willkommen geheißen.

»Tomy«, Marc wandte sich an mich, »bitte zeige mir, daß Du wohlbehalten da bist.«

Ich spürte, wie sich Tomy aus meinem Bewußtsein zurückzog. Marc begann zu kichern, stieß Laute wie ohhh und ahh aus, wie er dies bereits bei seiner ersten Übernahme im Hotel *Intercontinental* in Teheran getan hatte. Otto und Elisabeth starrten abwechselnd auf Marc und mich.

»Das ist unheimlich! Nein, phantastisch!«, klopfte sich Otto auf die Knie. Genau in dem Moment trat Edith hinzu. Ein schluchzendes Häufchen Elend, unfähig zu sprechen.

»Ja, Tomy ist gestorben«, redete ich ihr beruhigend zu und legte meinen Arm um sie. »Weißt Du, Edith, wir rechneten immer mit einem derartigen Todesfall, denn Tomy war sehr krank.«

Das Hausmädchen riß sich los und stürmte in ihr Zimmer im ersten Stock. Tomy, der jetzt durch Marc redete, vermerkte mit sachlicher Stimme:

»Ihr solltet meinen Körper verschwinden lassen.«

Ebet drängte, sie gab nicht nach:

»Weshalb hat Dich Chantal umgebracht? Ausgerechnet Chantal? Und warum um alles in der Welt erschoß dieser Kommandant Chantal ?«

Die Fragen brannten auch in mir. Wie kam ein Vier-Sterne-General aus einer iranischen Kaserne in die Schweiz? Weshalb ausgerechnet in der Sekunde, als Chantal vor unserer Türe aufkreuzte? Ich hatte den General mit seinen weißen Schläfen, dem geschniegelten Haar und der Trauerbinde am Oberarm schon beinahe vergessen. Über Marcs jugendliche Gesichtszüge lächelte Tomy:

»Das alles werde ich bald wissen. Chantals Leiche kann ich nicht mehr befragen, doch der Kommandant kennt mich, ich war bereits einmal in ihm. Ich werde bei ihm anklopfen«, Marc grinste, »und die Widersprüche aufklären.«

»Warum haben die Chantals Körper mitgenommen?«, erkundigte sich Otto.

»Weiß ich noch nicht«, lächelte Tomy, und Marc wiegte seinen Blondschopf. »Alles zu seiner Zeit. Seht zu, wie Ihr meinen Körper«, jetzt grinste Marc wieder, »entsorgt und kontrolliert, ob sich vor dem Hauseingang keine Blutspuren von Chantal befinden.« Marc setzte sich neben mich und legte seine Arme um mich:

»Mit dem Körper im Hausflur werdet Ihr noch eine Überraschung erleben.« Marc – Tomy in Marc – lächelte und in Marcs Gesicht sah dieses Lächeln, das wir alle von Tomys Körper kannten, weit entwaffnender aus als in Tomys ursprünglichem Körper. Wie zum Abschied drückte er seine Wange an meine, fuhr mit den Fingern durch meine Haare, lauter zärtliche Gesten, die der echte Marc niemals vollführt hätte, und flüsterte, doch immerhin so laut, daß es alle verstanden:

»Ich verschwinde jetzt in Ruheposition. Den Kommandanten kann ich noch nicht übernehmen. Der wird zu aufgeregt und mit Chantals Leiche beschäftigt sein.«

»Was meinst Du mit Ruheposition?«, wandte ich mich an Marc und meinte Tomy.

»Ich durfte einen alten buddhistischen Mönch kennenlernen. Einen Menschen, der mich in seinem Bewußtsein empfing, als hätte er ein Leben lang auf einen derartigen Besuch gewartet. Er freut sich unglaublich auf meinen erneuten Besuch.«

»Unter den Personen, die mich bislang kontaktierten, war kein Mönch!«, entgegnete ich.

Marc löste seine Umarmung, erhob sich und setzte sich in den bequemen Ledersessel vis-a-vis.

»Der wird Dich auch nie kontaktieren – aber Du ihn!«

»Ich kenne keinen buddhistischen Mönch!«

»Das kommt noch. Die Zukunft wird es bringen.«

Marc gab wieder einige wollüstig klingende Laute von sich, dann herrschte Ruhe. Otto schenkte eine Runde Johnnie Walker Black Label aus. Selbst Elisabeth, üblicherweise dem Whisky nicht zugetan, kostete einen kleinen Schluck.

»Was machen wir mit Tomys Körper?«, fragte sie.

Die Runde beschloß, ein Grab zu schaufeln. Im Keller fanden wir zwei rostige Spaten und eine Hacke. Es war nicht leicht, zwischen den Bäumen ein Grab auszuheben. Der Boden war von Wurzeln durchwoben. Während wir Männer schwitzten, sammelte Elisabeth Tannenreisig und holte aus sämtlichen Blumenvasen im Hause alle Blumen. Wir hoben Tomys Körper, wie er war, mitsamt seiner Kleidung auf eine Tischdecke aus Kunststoff. Elisabeth streute die Blumen dazwischen. Dann packten wir Männer das Bündel und legten es sachte in die Grube zwischen den Bäumen. Wir bemerkten Edith nicht, die unser Treiben vom Balkon auf dem ersten Stock beobachtete.

Es sollte die seltsamste Beerdigung in meinem Leben bleiben. Vier Personen – Ebet, Marc, Otto und ich – standen um das Grab, nachdem wir es einigermaßen zugedeckt und mit Tannenästen verziert hatten. Ehrfurchtsvoll senkten wir die Köpfe. Niemand weinte, niemand betete. Marc entflammte sein Feuerzeug und begann mit rhythmischen Bewegungen. Ich tat es ihm nach. Elisabeth, völlig daneben, stimmte die erste Strophe des Beresina-Liedes an: »Unser Leben gleicht der Reise eines Wanderers in der Nacht. Jeder hat auf seinem Gleise

etwas, das ihm Kummer macht.« Otto verließ kurz die Runde, kam mit Whisky, Gläsern und vier Kerzen zurück. Wir stellten die brennenden Kerzen zwischen die Tannenäste, stießen auf Tomy an und gossen den Rest der Flasche auf sein Grab. Irgendwann meinte Elisabeth, Tomy sei ein einzigartiger Typ gewesen, sie habe ihn sehr gern gehabt. Dann schaute sie mich an und umarmte mich. Marc trat dazu und umarmte uns beide. Wir kämpften gegen die Tränen. Als es leicht zu regnen begann, fragte Otto:

»Wer verträgt noch einen Whisky ?«

Wir trotteten ins Haus zurück, niedergeschlagen und doch nicht traurig, Otto öffnete eine neue Flasche, Elisabeth richtete in der Küche das Abendessen, und Marc, mit dem Whiskytumbler in der Hand, trat vor die Türe.

»Da sind Blutspuren.«

Ich angelte einen Eimer aus dem Putzschrank, füllte ihn mit Wasser und schwemmte die wenigen Blutstropfen vom Pflaster. Der Nieselregen besorgte den Rest. Wir riefen nach Edith, damit sie den Tisch decke, und merkten, daß sie das Haus verlassen haben mußte. Elisabeth meinte, sie sei wohl zu ihrer Freundin gegangen.

Es wurde eine lange Nacht mit vielen Gesprächen und Erinnerungen an Tomy. Frühmorgens gegen sieben – um diese Jahreszeit war es draußen noch dunkel – klingelte es. Elisabeth öffnete im Morgenmantel und führte drei Polizisten ins Wohnzimmer. Dann weckte sie uns.

»Wir erhielten eine Meldung«, eröffnete der älteste Polizeibeamte, der zudem keine Uniform trug, das Gespräch. »Hier soll ein junger Mann ermordet worden sein.«

Ich heuchelte Unschuld, die anderen schwiegen.

»Wie kommen Sie auf eine derart absurde Idee ?«

»Ihr Hausmädchen, Fräulein Edith, war bei uns. Ihre Aussage ist eindeutig. Gestatten Sie, daß wir uns umsehen?«

Mir schwante Schlimmes. Doch Edith wußte nichts von Tomys Grab. Dachte ich. So erzählte ich den Beamten, Edith sei zwar ein liebes Mädchen und habe sich wahrscheinlich in meinen jüngsten Bruder verliebt, doch der sei gestern Nacht abgereist. Der Zivilist blickte mich ernst an und schüttelte den Kopf mit dem Das-nehmen-wir-Ihnen-nicht-ab-Blick. Dann durchstreiften die Beamten die Villa, vom Keller bis zum Dach, betraten auch Tomys Zimmer, dessen Bett reichlich zerzaust aussah. Auf einem Gestell lag Tomys roter Schweizer Paß. Der Zivilist unter den Beamten blätterte darin, nickte vielsagend, steckte den Paß ein und versprach, wir würden wieder von ihm hören.

»So eine Scheiße!«, schimpfte Otto, und Elisabeth konstatierte sachlich, wir hätten besser Tomys Rat befolgt und nicht gelogen. Mir war klar, daß die Behörde die Widersprüche rasch herausfinden würde. Am 24. April 1957 war nun mal in Zofingen kein Anton von Däniken geboren worden. Was konnte ich nur tun? Wie sollte ich einem Schweizer Fahnder, und die waren, wie ich von meinem verstorbenen Schwager wußte, gut ausgebildet und sehr sture, gründliche Rechercheure, Tomys Existenz und sein Verschwinden klarmachen? Elisabeth pochte auf die Wahrheit. Wir sollten der Polizei Tomys Grab zeigen. Schließlich seien wir alle Augenzeugen des Unmöglichen. Es kam anders.

Unsere Runde hatte noch nicht fertig gefrühstückt und ich meinen Morgentee noch nicht ausgeschlürft, als zwei Polizeiautos vorfuhren. Sechs Mann mit Schaufeln und Hacken betraten das Grundstück, allen voran Edith, welche die Truppe schnurstracks zwischen die Bäume zum Tomys Grab führte.

»Hier liegt er«, sagte sie mit einem verkniffenen Lä-

cheln. Ein kleiner Triumph in ihrer Stimme war unüberhörbar. Ich hätte sie erwürgen können.

Trotz des Nieselregens waren auf dem Grab die Kerzenspuren des Vorabends zu sehen. Es war nicht besonders schwer, die losen Erdschichten beiseite zu räumen. Ich war innerlich vorbereitet, dem Chefpolizisten alles zu gestehen, wollte dies aber nicht vor den anderen Männern tun. Die stießen rasch auf Tomys Kleider und viele Blumen. Zwei der Beamten gingen in die Knie und schoben den Rest der dunklen Erde mit den Händen weg. Tomys schwarze Schuhe, schwarze Socken, die dunkelblaue Hose und das rot-blau-gestreifte Hemd kamen zum Vorschein. Tropfnaß, als wären die Kleidungsstücke direkt aus der Badewanne gezogen worden. Woher kam dieses Wasser? Es konnte niemals vom Nieselregen stammen, der wäre längst im Erdreich versickert. Ich erwartete jeden Moment, Tomys von Erde verdreckte Haare zu erkennen. Doch es gab keinen Kopf, keine Hände, keine Beine – einfach nichts. In den vollkommen durchnäßten Kleidern, aus denen das Wasser nur so raustropfte, steckte nichts. Genausowenig im Plastiktischtuch, in das wir Tomys Körper gelegt hatten und das, wie mir schien, leicht nach Whisky mit einer Beigabe von Magnesium roch. Kein Körper, nicht einmal ein Stück Haut oder Knochen. Und kein einziges Haar. Nur Wasser, das diesen höchst seltsamen Geruch verströmte.

Die Beamten erhoben sich, wischten den Dreck von den nassen Händen.

»Was soll das?«, fragte mich der Chef mit ernstem Gesicht.

»Ich sagte doch, hier ist keine Leiche«, entgegnete ich und wußte nicht, ob ich heulen oder lachen sollte. Der Beamte gab Befehl, tiefer zu graben. Erfolglos.

Mit versteinertem Gesicht wandte sich der Chef der Gruppe erneut mir zu:

»Weshalb beerdigen Sie patschnasse Kleider und brennen dazu Kerzen ab ?«

»Haben Sie noch nie etwas von einem Kenotaph gehört? Das ist ein leeres Grabmal, wie es im Altertum in Griechenland und Ägypten angelegt wurde. Sozusagen ein leeres Ehrengrab.«

»Und wo ist das echte Grab ?«

»Es existiert keines, weil es keine Leiche gibt. Wir haben gestern abend nur die Abreise meines jüngsten Bruders Tomy zelebriert.«

»Sie halten sich wohl für besonders schlau!«, meinte der Chefpolizist und fügte ein »tsss, tsss« bei. »Gegen Sie und alle Beteiligten wird ein Verfahren eingeleitet. Keiner darf das Haus verlassen. Und Sie – Herr von Däniken – kommen gleich mit.«

Auf der Polizeikommandatur von Solothurn begann die Befragung. Ich beharrte darauf, daß von Anfang an ein Untersuchungsrichter hinzugezogen würde. Der kam nach einer halben Stunde, ziemlich grantig, wie mir schien.

»So, Herr von Däniken«, versuchte er freundlich zu wirken, »Sie sind doch ein kluger Mensch und haben viele Bücher geschrieben. Also erleichtern Sie sich selbst und uns die Arbeit. Jede Lüge verlängert die Untersuchungshaft.«

»Bin ich denn verhaftet ?«

»Das haben wir mit einer Unterschrift. Also los jetzt, und keine Umschweife!«

Ich hätte einen Anwalt verlangen können, doch der wäre wohl genauso perplex gewesen wie der Untersuchungsrichter. Also bat ich, der Schreiber, der am Nebentisch das Protokoll aufnahm, möge den Raum verlassen.

Man könne ein Tonband mitlaufen lassen, und ich würde die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit, sagen und das Tonbandprotokoll anschließend widerspruchslos unterschreiben. So geschah es.

Ich redete von morgens um acht bis nachmittags gegen zwei. Nur unterbrochen durch Mineralwasser und Sandwich. Zwischendurch grinste der Untersuchungsrichter, hämmerte mit der Faust auf den Tisch, wechselte die Tonbänder, tigerte im Raum herum und fragte mehrmals, ob ich noch normal sei, und so etwas wie ich gehöre in die Psychiatrie.

»Herr Kellerhans«, so hieß der Untersuchungsrichter, »wir können das Verfahren abkürzen, indem Sie gleichzeitig und in anderen Räumen Marc und meine Frau befragen lassen. Die müßten dann auch spinnen!«

»Kann alles abgesprochen sein«, meinte Herr Kellerhans ungerührt. »Aber wir kriegen Sie schon. Also beginnen wir nochmals von vorne.«

Der UR – so nennt man in der Schweiz einen Untersuchungsrichter in abgekürzter Form – verließ kurz den Raum, gab irgendwelche Anweisungen, und kehrte mit einem undefinierbaren Grinsen wieder zurück. Erneut begann ich mit meiner Erzählung. Nach einer Stunde unterbrach der UR und befahl, ich dürfe den Raum nicht verlassen. Immerhin ließ er vorher noch einen Tee für mich kommen.

Erst zwei Stunden und 18 Zigaretten später tauchte er wieder auf. Im Schlepptau Elisabeth, Marc und Otto.

»Ich kann Euch alle vier verhaften«, verkündete er großspurig und trat nervös von einem Fuß auf den andern. »Doch haben wir es bislang mit einem Mord ohne Leiche zu tun. Eure Aussagen können abgesprochen sein, wir werden jede Kleinigkeit überprüfen.« Streng blickte

er mich an: »Unter Berücksichtigung Ihres Bekanntheitsgrades, Ihres festen Wohnsitzes und der besonderen Umstände, und in Absprache mit dem ersten Staatsanwalt lasse ich Sie vorerst nach Hause. Unter Auflagen: Sie, Herr von Däniken, dürfen Ihr Grundstück nicht verlassen, und die anderen drei bleiben in Solothurn. Jede Zuwiderhandlung hat die sofortige Verhaftung zur Folge.«

Ich bedankte mich scheinheilig und fühlte mich erleichtert, wenigstens vorerst davongekommen zu sein.

In den darauffolgenden Tagen durchsuchten Spezialisten der Spurensicherung und des wissenschaftlichen Dienstes der Polizei die Villa und den Garten. Sie nahmen nicht nur Tomys Zimmer unter die Lupe, sondern auch jeden Sessel, auf dem Tomy geruht hatte. Von ihm berührte Gegenstände wurden beschlagnahmt, selbstverständlich auch alle Kleider, inklusive der Unterhosen. Tag für Tag mußte ich antraben, oft auch Marc, Otto und Elisabeth. Die Befragungen geschahen getrennt, ich mochte meine Auftritte nicht mehr zählen. Auf der Verhör-Seite tauchten ständig neue Männer auf: Psychologen, Geheimdienstleute, Wissenschaftler. Ihre Gesichtsausdrücke wurden stetig ernster, verwirrter, oft auch grimmiger. Als ich endlich mal fünf Tage in Ruhe gelassen wurde, erkundigte ich mich demütig beim Untersuchungsrichter, ob er mir gestatte, für eine Woche ins Hotel *Souvretta-House* in St. Moritz zu fahren. Ich brauchte dringend Ruhe.

»Unter einigen Auflagen«, erwiderte der UR mit ernstem Gesicht. »Sie verlassen St. Moritz nicht, Sie melden sich jeden Tag telefonisch bei mir, und Sie reden mit niemandem – absolut niemandem! – über diese Angelegenheit.« Wir erhielten Weisung, den ganzen Fall »secret« zu behandeln.

So reiste ich in den ersten Dezember-Tagen des Jahres 1987 in die Winterberge des Engadins. Bevor ich Marc zu mir bat, fragte ich den Untersuchungsrichter um Erlaubnis. Gegen Marc hatte er nichts.

»Aber nur Marc!« schärfte er mir ein. »Sonst reden Sie mit niemandem. Ist das klar?«

DAS WEIHNACHTS–WUNDER

Marc und ich sind wieder daheim. Im Hotel *Souvretta-House* habe ich 263 Seiten dieses Berichts in den Computer getippt. Bereits am Tag nach der Rückkehr wünschte mich Herr Kellerhans – der UR – zu sehen. Jetzt war er weit freundlicher als bei den ersten Einvernahmen. Die Wissenschaftler hatten entlastendes Material entdeckt, der Schweizer Geheimdienst Kontakte mit seinen Kollegen im Iran geknüpft. Weil die Schweiz hervorragende diplomatische Beziehungen zum Iran unterhielt und außerdem die US-Diplomatie vertrat, schien einiges möglich, was ich für eher unmöglich gehalten hätte.

»Wir haben bereits am Tag nach Ihrem ersten Verhör eine Fahndung nach Herrn Schubika veranlaßt ...«

»Wer ist denn das?«, unterbrach ich den UR.

»Der Vier-Sterne-General der Kaserne von Taftan. Es geht nicht an, daß fremde Agenten auf dem Boden der Schweizerischen Eidgenossenschaft tätig werden und sogar einen Mord verüben.«

»Also glauben Sie mir die Geschichte jetzt?«

Der UR wand sich. »Glaube ist die Domäne der Religion. Ich glaube gar nichts. Aber ich und einige andere Experten halten Ihre Version der Ereignisse für nicht ausgeschlossen.«

»Und – haben Sie den Vier-Sterne-General gefunden? Was nützt der Ihnen eigentlich?«

Herr Kellerhans wippte in seinem Bürosessel, spreizte

die Finger und legte die Hände aufeinander. Mit schräg gestelltem Kopf meinte er:

»Der General soll doch damals in Taftan von Tomy übernommen worden sein. Er kann Tomys Existenz bestätigen. Zudem hat er Chantal umgelegt. Weshalb? Er ist der Schlüssel zu Ihrem Fall.« Der UR zeigte auf mich und lächelte geradezu wohlwollend. »Zudem haben wir noch keine Leiche von Chantal gefunden. Auch die Franzosen nicht.«

Unter dem Versprechen der Geheimhaltung erfuhr ich, der Schweizer Geheimdienst habe sowohl höchste Stellen der Franzosen wie auch der Iraner mit einbezogen. Es gehe jeweils nur um wenige Eingeweihte. Die Sache dürfe nicht publik werden. Ein derartiger Fall betreffe nicht nur die Astronomie, die seit Jahrzehnten erfolglos nach Außerirdischen suche, sondern könnte in erheblichem Maße die Öffentlichkeit beunruhigen. Ich sollte darüber nachdenken und würde ihm — dem UR — letztlich Recht geben. Und dann fragte er mich verschmitzt, was ich niemals von ihm erwartet hätte:

»Hat sich Tomy seit seinem — ähh — Ableben wieder bei Ihnen gemeldet ?«

»Nein«, erwiderte ich offen. »Eigentlich warte ich stündlich darauf.«

»Wenn er sich bei Ihnen — ähh — einnistet, bitten Sie ihn doch, er möge mich übernehmen.«

»S-i-e?« Ich starrte Herrn Kellerhans ungläubig entgegen.

»Überlegen Sie doch, Herr von Däniken. Wenn Tomy m-i-c-h übernimmt, sind S-i-e alle Sorgen los! Begreifen Sie? Dann schließe ich die Akten.«

Ich kratzte mich am Kinn. Tomy sollte den Untersuchungsrichter übernehmen? Vorerst wußte ich überhaupt

nichts von Tomy. Seit jenem Abschiedsabend, als er Marc übernommen hatte und uns wissen ließ, er kehre jetzt in »Ruheposition« in einen buddhistischen Mönch, herrschte Funkstille. Also versprach ich dem UR, ich würde Tomy seine Bitte vortragen, wenn er sich endlich melde. Und noch etwas wollte ich wissen: Wie lange er denn gedenke, den Mantel des Schweigens über die ganze Sache zu legen?

»Das liegt außerhalb meiner Entscheidungsgewalt«, antwortete Herr Kellerhans. »Aber üblich sind in derartigen Fällen 20 Jahre.«

Inzwischen sind 19 Jahre verstrichen, auf eines mehr oder weniger kommt es mir nicht an. Ich habe mich entschlossen, Geheimhaltung hin oder her, die unglaubliche Geschichte publik zu machen. Wenn auch nur in etwas abgeschwächter Romanform.

Draußen war es kalt geworden. Auch im Tiefland, Solothurn lag nur wenige hundert Meter über dem Meeresspiegel, fiel der erste Schnee. In der Villa *Serdang* an der Basler Straße von Feldbrunnen am Rande der Schweizer Stadt Solothurn brannte Abend für Abend der Kamin. Marc tauchte hie und da zum Nachtessen auf. Das Hausmädchen Edith hatte gekündigt. Sie könne nicht unter einem Dach mit Mördern leben, schrieb sie. Der UR gestattete mir, mein Grundstück zu verlassen und mich in der Schweiz zu bewegen. Ich ging selten ins Büro, erledigte nur, was unbedingt sein mußte. Dann las ich viele Zeitungen, begleitete Elisabeth zu Weihnachtseinkäufen. Meiner Schwester Leni hatten wir alles über Tomys Ableben berichtet und ihr eingehämmert, irgendeine höhere Staatsstelle habe Geheimhaltung angeordnet. Innerlich blieb ich aufgewühlt und unruhig. Weshalb meldete sich

Tomy nicht? Was konnte ihm schon passieren? Der Weihnachtsabend verlief wie jedes Jahr. Leni und Elisabeth kochten diverse Gemüse, richteten Salate und Nachtische her, ich war zuständig für die beiden rundum braun gebratenen Truthähne. Unsere ganze Großfamilie mitsamt den Schwagern und allen Kindern tafelten fröhlich an einem wuchtigen ovalen Tisch. Kerzen schimmerten, spiegelten sich in den Gläsern, der Duft von verbrannten Tannennadeln durchzog das Haus, Geschenke, Gelächter und Dankesküsse machten die Runde. Im Hintergrund klang sanfte Weihnachtsmusik aus den Boxen. Gegen Ende des Festes spürte ich eine sachte Welle in meinem Bewußtsein, fast so, als würde sich ein Radiosender in meine Gedanken mischen, dem ein telepathisches Kichern folgte.

»Paßt doch gut! «

Trotz meiner Erfahrungen mit Tomy begann ich lauthals und erleichtert zu lachen, denn aus den Lautsprecherboxen klang gerade das Lied: »Vom Himmel hoch, da komm ich her«.

»Tatsächlich Tomy. Du kommst wie vom Himmel gerufen! «

»Fröhliches Fest!« antwortete er. »Kannst Du etwas Zeit freischaufeln?«

Ich informierte die Runde über Tomys Besuch. Alle Erwachsenen wußten ohnehin Bescheid, nur die Kinder fragten, wer Tomy sei. Ich erklärte, das sei mein bester Freund, und hatte nicht das Gefühl zu lügen. Dann stieg ich gemächlich schmunzelnd die Treppen hoch und legte mich breit auf mein Bett. Die Antworten, die mir Tomy übermittelte, erfolgten nicht auf dem Wege der Gedankenübertragung. Auf eine wunderbare Weise s-a-h ich alles, f-ü-h-l-t-e alles, h-ö-r-t-e alles.

Die erste Bilderserie zeigte den Kommandanten der

Kaserne von Taftan. Als Tomy sachte in sein Bewußtsein drang, las er gerade Zeitung. Er saß am Pult in einem großen Raum im Hause seiner Eltern am Stadtrand von Teheran. In Zivilkleidung. Tomys Besuch war keine Überraschung — der Kommandant hatte ihn erwartet.

»Sie mußten kommen«, sprach er vor sich hin. »Ich erwartete Sie, seit ich wieder zu Hause bin. Meinen Job als Brigadegeneral hat ein anderer übernommen. Ich bin nur noch Zivilist. Sie möchten zuerst wissen, weshalb ich Chantal erschoß? Sie hat meinen geliebten Sohn umgebracht. Qualvoll.« Bitternis stieg in sein Bewußtsein.

Die Sache wurde verzwickt. Bislang hatte ich nichts von einem Sohn des Kommandanten gewußt, er war in den vergangenen Monaten nie aufgetaucht. Und Chantal soll diesen Sohn qualvoll ermordet haben?

Sachte, als ob er mein Gehirn nicht überlasten wolle, spulte Tomy die Geschehnisse in mein Bewußtsein.

Der Kommandant hatte nur einen einzigen Sohn, Chalid, gehabt und zwei Töchter. Ich sah diesen Chalid, als ob er vor mir stünde. Ein großgewachsener, schlanker Jüngling mit zarten Händen und Fingern, die zu einem Pianisten gepaßt hätten. Pechschwarzes Haar und die ersten Bartstoppeln umrahmten seinen braunen Teint. Sein unbekümmertes Lachen entblößte Zähne wie poliertes Elfenbein. Dann tauchte Chantal in der Familie auf, sie sah nicht viel anders aus, als wir sie kannten, und machte sich mit ihren weiblichen Verführungskünsten an Chalid heran, der ihr nicht widerstand. Der Kommandant — ich bleibe nun bei dieser Bezeichnung — sah die Liaison zwischen Chalid und Chantal sehr ungern. Zwar gönnte er seinem Sohn das Liebesabenteuer, in der arabischen Welt eine Selbstverständlichkeit, doch störte ihn der Altersunterschied zwischen Chantal und Chalid, zu-

dem wäre ihm eine Verbindung mit einer begüterten iranischen Familie lieber gewesen. Der Kommandant hatte sich vorgestellt, sein Sohn würde in den Staatsdienst und ins politische Leben eintreten, doch der Bursche entschied sich für das Studium der Medizin. Anderthalb Semester an der Teheraner Uni hatte er bereits hinter sich. Chantal brachte es fertig, die Familie des Kommandanten zu überzeugen, Chalid sei in Paris besser aufgehoben und die Ausbildungsmöglichkeiten zum Facharzt seien in Frankreich weit vielfältiger als im Iran. Chalid zog nach Paris und quartierte sich bei Chantal ein. All dies im Sommer 1986. Die darauffolgenden Monate kehrte Chalid zu Kurzbesuchen in den Iran zurück, von Mal zu Mal niedergeschlagener und ungesunder. Iranische Ärzte diagnostizierten Leukämie, doch die harmlosere Form, die durch Medikamente im Griff zu halten war. Chalid setzte auf die wissenschaftlichen Forschungen im medizinischen Bereich, hoffte, bald würde ein wirksameres Medikament gegen seine Leukämie vorliegen. Während eines Kurzbesuchs in Teheran gestand Chalid seiner ältesten Schwester Schreckliches. Chantal betrüge ihn. Sie sei selten in der gemeinsamen Wohnung, er habe sie auch schon durch einen Privatdetektiv überwachen lassen. Sie sei eine regelrechte Hure geworden, die nur Sex und nichts als Sex im Kopf habe und ihn mißbrauche. Es sei zu bösartigen Auseinandersetzungen gekommen. Geändert habe sich nichts.

Nur zwei Wochen, bevor Marc, Tomy und ich in der Kaserne des Kommandanten in Taftan auftauchten, sei Chalid in einem Teheraner Spital gestorben. Die Familie leide und trauere sehr. Deshalb als äußeres Zeichen seine schwarze Binde am Oberarm.

Der Kommandant, der die ganze Zeit still vor sich hinredete, obwohl ihn Tomy auch anders verstanden hät-

te, legte seine Arme auf das Pult. Es tauchten die Bilder unseres gemeinsamen Mittagessens im Hotel *Zahedan Inn* in Zahedan – ich erinnerte mich an den geräucherten Lachs und »Omar Sharif« – auf. Nach diesem Essen überreichte Chantal dem Kommandanten einen Brief mit finanziellen Forderungen. Sie jammerte über Chalids Tod und darüber, daß es ihr finanziell schlecht gehe. Erst Tage später, beim Gespräch mit seiner Familie, erfuhr der Kommandant von seiner ältesten Tochter die Wahrheit über Chantals Untreue, über ihre sexuelle Gier, ihr Hurenleben, und wie niederträchtig sie Chalid behandelt hatte. Angesichts dieser Enthüllungen und Chantals finanziellen Forderungen sei er plötzlich mißtrauisch geworden. Er habe sich mit seinen alten Freuden des Geheimdienstes in Verbindung gesetzt und eine Exhumierung von Chalids Leiche erwirkt.

»Wissen Sie, weshalb mein geliebter Sohn Chalid Leukämie bekam?«, fragte er mit lauter, zorniger Stimme und meinte Tomy in seinem Innern. »Ja, mein Freund Tomy, Sie wissen es. Dieser Abschaum von einem Weib hat meinen inniggeliebten Sohn einer radioaktiven Strahlungsquelle ausgesetzt. Das muß monatelang gedauert haben, Chalid siechte Tag für Tag dahin. Er litt fürchterlich – und gleichzeitig behandelte sie ihn wie Dreck. Sie hätte eine qualvollen Tod verdient, ich habe sie nur erschossen!«

Der Kommandant legte seinen Kopf zwischen die Arme auf dem Schreibtisch und weinte. Ein Brigadegeneral, der in jüngeren Jahren vielleicht Menschen erschossen haben mochte, war ein gebrochener Mann.

Tomy folgte der Spur der Erinnerung, wollte wissen, weshalb der Kommandant ausgerechnet in dem Zeitpunkt vor der Villa *Serdang* in Feldbrunnen auftauchte, als Chantal Tomy umbrachte. Der Kommandant erhob sich,

schritt im Büro auf und ab. Sprach laut vor sich hin, als ob der Gesprächspartner ein sichtbarer Mensch sei.

»Es tut gut, mit einem Freund – ich sehe Sie als Freund, denn Sie sind nicht von unserer schrecklichen Welt – sprechen zu können. Sie wissen ja, daß ich selbst aktiver Geheimdienstmann bei der SAWAK, der früheren Organisation des Schahs, war. Keine schöne Zeit. Wir haben viel Unrecht getan, und ich schäme mich seit Jahren dafür. Wenn es in einer anderen Welt ein Vergeben gibt, bitte ich Allah um Vergebung. Er möge meiner Seele gnädig sein. Meine Familie hat manchen Opfern von damals geholfen. Die wissen nicht einmal, woher ihre Unterstützung kam. Ich hatte einen hohen Posten bei der SAWAK, meine Familie gehört zu den Begüterten im Lande, schon mein Großvater förderte auf dem eigenen Grundstück Öl. Nach dem Regimewechsel leitete ich zuerst ein Ausbildungslager hier in Teheran, später wurde ich nach Taftan abgeschoben. Doch einige der alten Freundschaften blieben bestehen. Ohne diese Kontakte hätte ich meinen Sohn Chalid – Allah sei seiner Seele gnädig – niemals exhumieren können. Die Kameraden von einst waren es, die Chalids radioaktiv verseuchte Knochen nachwiesen.«

Langsam begann ich, immer noch auf meinem Bett liegend, die Zusammenhänge, von denen ich bislang nichts geahnt hatte, zu verstehen.

Was immer der Kommandant vor sich hinredete, erlebte ich über Tomys Bewußtsein in Ton, Bild und allen Sinneseindrücken. Ich spürte den Lufthauch, roch – ohne Nase und ohne anwesend zu sein – den Geschmack abgestandener Zigarren. Ich sah, wenn man das als »sehen« bezeichnen wollte, den Kommandanten als Geheimdienstmann, als Oberst in einem Ausbildungszentrum, fühlte seinen Schmerz genauso wie seinen Wunsch nach Wie-

dergutmachung, empfand seine Verbitterung über sich selbst und die Welt. Wenn der Kommandant ein Fenster öffnete, im Raum herumschritt, sich hinsetzte oder was immer er tat — über Tomy war ich dabei. Er sprach zu Tomys Bewußtsein wie mit einem Menschen, der mal im Raum stand, mal ihm gegenüber saß.

»Sie wollen die Einzelheiten kennen? Sie bekommen alles! Tomy, ich wäre dankbar, wenn Sie mich in Ihre Welt mitnehmen könnten. Ja, ich habe verstanden, daß das nicht möglich ist. Aber können Sie ein gutes Wort für mich einlegen? Ist Vergebung möglich ?«

Ich fühlte auch Tomys Antworten. Er beruhigte den Kommandanten, zeigte ihm Bruchstücke aus seiner Heimat, erläuterte ihm das Göttliche im Universum, erklärte »den grandiosen Geist der Schöpfung«.

»Vergebung gibt es, wenn ich will und gutmache. Das hilft mir sehr. Also, ich erfuhr von meinen Freunden, wovon der eine — Sie sehen die Bilder in mir — der Chef des Dienstes ist, über die Planungen gegen Euch. Sie, Tomy, wurden als im höchsten Grade gefährlich eingestuft. Sie mußten radikal und endgültig aus dieser Welt verschwinden. Die Freunde Ihrer Gruppe ebenfalls, obwohl die nicht derart gefährlich eingeschätzt wurden wie Sie. Man versuchte es über einen gemeinsam erlittenen Unfall, der am Berg Nemrud Dag in der Türkei inszeniert wurde. Hier in Teheran herrschte reichliche Nervosität, als Ihre Gruppe den Anschlag unbeschadet überlebte. Es ist vorgeschlagen worden, Sie alle durch ein blitzartig wirkendes Giftgas auszuschalten. Doch die Begleitumstände für unbeteiligte Personen waren nicht kontrollierbar. Der Physiker — ein absoluter Top-Mann im Dienst — erklärte dem Gremium, daß man Sie nicht einfach umlegen könne, weil Ihr Bewußtsein von einem Körper zum

anderen springe. Sie hatten es ja hier in Teheran sehr eindrucksvoll demonstriert! Tomy, Sie wissen, daß ich die Wahrheit sage – nein, denke! –, ich war dagegen. Aber als Nicht-Mitglied des Dienstes war mein Einfluß unwichtig, die Gespräche mit meinen alten Kameraden fanden nicht in den Diensträumen, sondern in einem Kaffeehaus statt. Dort erfuhr ich auch die perfide Art, wie man Sie ausschalten wollte. Der Physiker empfahl Hochspannung, und die mußte nach seiner Meinung absolut überraschend und blitzartig in Ihren Körper gejagt werden. Ihr Bewußtsein sollte schockiert, völlig überrumpelt werden und Ihnen keine Sekunde geben, um den Körper zu verlassen. Allah dem Gütigen sei gedankt, daß Sie den Anschlag überlebten!« – Dann, nach einigen Sekunden des Schweigens, fügte er noch hinzu: »Haben Sie sehr gelitten?«

»Nein«, antwortete Tomys Bewußtsein gütig. »Ich war eine Sekunde überrascht über Chantals grimmigen Gesichtsausdruck. Sie stand vor der Haustüre, hatte ihre Zähne aufeinandergepreßt und zeigte sie wie ein fletschender Hund. Ich wollte sie ansprechen, kam aber gar nicht dazu. Sie muß über 50 000 Volt in meinen Körper gejagt haben. Schmerz verspürte ich keinen, und ich versuchte zuerst, den Herzschlag in meinem Körper zu stabilisieren. Ich erblickte Ihren Cadillac noch, Herr Kommandant, hörte den Schuß, den Sie abgaben, aber nicht; sah, wie Chantals Mund sich öffnete, wie sie staunend und nichts verstehend die Augen verdrehte und langsam zur Seite kippte. Das Letzte, was ich mit Tomys Augen wahrnahm, war ein zweiter Mann, der gemeinsam mit Ihnen Chantals Körper zum offenen Kofferraum zerrte. Dann sprang ich in den Körper von Erich.«

»Das ist der Schriftsteller.« Der Kommandant zauber-

te ein müdes Lächeln auf seine Lippen. »Wie geht es ihm? Können Sie ihn von mir grüßen und ihm ausrichten, es sei bald alles vorbei?«

Wieder beruhigte Tomy die aufgewühlten Gedanken des Kommandanten, der sich mehr und mehr in den Griff bekam und schließlich eine Zigarre entzündete. »Woher kannten Sie den Zeitpunkt von Chantals Anschlag ?«

Der Kommandant wirkte erleichtert. Der seltsame Gedankenaustausch zwischen seinem Bewußtsein und Tomys »intelligenter Energie«, doch auch das Verständnis, das Tomy signalisierte und die Güte, mit der er die Beichte des Kommandanten entgegennahm, besänftigten ihn.

»Aus meiner vergangenen Zeit beim SAWAK wußte ich nichts von einer Elektroschockwaffe. Die gab's damals nicht. In jenem Kaffeehaus klärte mich der Chef des Dienstes darüber auf und informierte mich, der Anschlag sei für Sonntagabend, Schweizer Zeit, geplant. Chantal erhielt den Schocker erst in Paris. Bitte, nein, Sie wissen es, außerirdischer Freund, ausgerechnet dieses Luder, das meinen geliebten Chalid heimtückisch umbrachte, sollte S-i-e zur Strecke bringen. Ich war g-e-g-e-n Ihre Ermordung, Tomy!«

Der Kommandant brachte ein befreiendes Lachen zustande. »Erst Tage vorher hatte ich Gewißheit über Chalids wahre Todesursache bekommen, und jetzt der Mordauftrag gegen Sie, Tomy! Einfach unfaßbar! Meine Absicht war, v-o-r Chantals Auftauchen in der Villa Ihres Freundes Erich zu sein. Ich habe dort angerufen, wollte Euch vor Chantal warnen, aber niemand ging ans Telefon. Als ich die Hure vor der Haustüre und vor Tomys Körper erblickte, hoffte ich noch, sie habe nicht abgedrückt. Ich schrie ihr das Kommando zu: »Sofort abbrechen!«, erkannte von hinten ihren angewinkelten rechten Arm und

schoß ihr sofort in den Rücken. Allah weiß, daß dies nicht meine Art ist, doch mußte ich blitzschnell reagieren. Tomy, ich wollte S-i-e retten. Hätte Chantal ihren Elektroschocker nicht in der Hand gehabt und auf Ihren Körper gerichtet, so hätten wir das Weib überwältigt, in den Iran und dort vor ein Gericht gebracht.«

Mit einem übergroßen Taschentuch wischte sich der Kommandant den Schweiß von der Stirne, paffte an der Zigarre und fragte, innerlich bereit, auch das hinterletzte Geheimnis zu offenbaren, ob noch etwas ungeklärt sei.

»Was geschah mit Chantals Leiche?«, wollte Tomy wissen.

»Im Cadillac fuhren wir sie in ein Bauerndorf im Jura. Dort betreibt ein Schweizer Freund eines Freundes ein landwirtschaftliches Gut. Wir zerlegten die Leiche mitsamt ihren Kleidern und lösten alles in einem Faß Salzsäure auf. Es gibt keine Spuren mehr von ihr.«

Ich lag immer noch auf meinem breiten Bett in der Villa *Serdang* und schnaufte tief. Tomys Enthüllungen folgte ich mit zunehmender Verblüffung. Es gab nicht den geringsten Zweifel an den Ausführungen des Kommandanten, Tomy erlebte alles über sein Bewußtsein – und ich durfte über Tomys unbegreifliche Schwingung dabei sein. Als ich aufblickte, stand Elisabeth am unteren Bettrand. Aus dem Parterre klangen immer noch Weihnachtslieder und das Lachen der Kinder. Wie beim ersten Mal in Ankara hatte auch diese »Reise« gerade einige Sekunden gedauert. Elisabeth mußte mir gefolgt sein, kaum daß ich die Festtafel verlassen hatte.

»Wie sieht's aus ?« erkundigte sie sich.

»Ich weiß das wesentliche«, antwortete ich verwirrt. »Eine unglaubliche Geschichte! Nur ein paar Kleinigkeiten möchte ich noch erfahren ...«

»… sei nochmals gegrüßt, Elisabeth ...«, unterbrach Tomy mit meiner Stimme. »Gib Deinem Göttergatten noch einige Sekunden, er wird gleich zum Fest zurückkehren.«

Wieder allein, erkundigte ich mich bei Tomy: »Und was ist mit Ercan? Weshalb mußte er dran glauben?«

Häppchenweise spulte Tomy den nächsten Abschnitt in mein Gehirn. Dieselbe Szene wie vorhin, immer noch im Hause des Kommandanten in Teheran. Inzwischen stank der Raum intensiv nach Zigarrenqualm. Seltsam. Ich lag daheim auf meinem Bett und nahm sogar den etwas beißenden Geruch des Zigarrenrauches in einem Raum wahr, der Tausende von Kilometern entfernt lag. Und das noch Verrücktere dabei: Tomys Begegnung mit dem Kommandanten lag Wochen zurück, doch ich erlebte das Ganze zeitverschoben am Weihnachtsabend des Jahres 1987. Ich gab es auf, darüber nachzudenken, auf welch geisterhaftem Wege dies alles möglich wurde, und hielt mich an Tomys Schilderung vom »holographischen Universum«.

Im fernen Teheran – zeitverschoben – öffnete der Kommandant ein Fenster und warf den Rest der Zigarre in ein mit Kieseln gefülltes Faß, das draußen unter dem Fenster stand. Nach einigen tiefen Atemzügen kehrte er an sein Pult zurück:

»Ja, ja, die Geschichte mit Ercan Güsteri«, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort. »Davon erfuhr ich erst, als Herr Güsteri schon tot war. Eine widerliche Sache, die zumindest indirekt wieder auf Chantals Konto geht, auch wenn sie an seinem Mord nicht beteiligt war. Dieser Ercan und die Hure Chantal«, der Kommandant fügte noch einen arabischen Fluch hinzu, »hatten intensiven Kontakt. Chantal berichtete ihrem neuen Liebhaber in allen

Einzelheiten, ausführlicher ging es nicht mehr, die Ereignisse im Hotel *Interconti* in Teheran. Sie erzählte ihm von Tomys Hilfe auf der Suche nach Terroristen, schilderte ihm, wie sie dabei war, als Tomy das Bewußtsein anderer Menschen übernahm, darunter das eines Ayatollahs und eines begüterten Ölhändlers. Sogar das Experiment mit dem Physiker ließ sie nicht aus. Ercan Güsteri – Allah sei seiner Seele gnädig – glaubte kein Wort von ihrer »außerirdischen Energie«, verehrter Freund Tomy, doch war er überzeugt von irgendwelchen parapsychologischen Fähigkeiten, sogenannten PSI-Faktoren. Sie müssen wissen, verehrter Tomy, daß Ercan als hohes Mitglied einer rechtsextremen türkischen Partei angehörte. Nun gibt es überall Spitzel, auch in Herrn Güsteris Umgebung, und unser Dienst erfuhr über die geplante Entführung von Ihnen, Tomy. Die Gruppe beabsichtigte ernsthaft, Sie lahmzulegen und wegzusperren. Nicht weil sie ein Außerirdischer sind – daran glaubte ohnehin niemand –, aber wegen Ihrer Fähigkeiten. Es bestand die Absicht, Sie gefügig zu machen und für ihre politischen Zwecke einzusetzen, indem Sie bestimmte Politiker übernehmen und umkrempeln. Die Dummköpfe in Ankara wollten nicht wahrhaben, daß Ihre Gefangenschaft nichts nutzte, weil Sie von Körper zu Körper springen können und – wie ich inzwischen annehme – sofort einen Ihrer Anführer übernommen und umgepolt hätten ...«

Tomy lächelte. »Sie sagen es«, übermittelte er dem Gehirn des Kommandanten. »Meinen irdischen Körper, den des Tomy, hätte man sehr wohl umbringen können, Chantal hat's ja geschafft, und wären diesem Körper Schmerzen zugefügt worden, hätte ich augenblicklich den Folterer übernommen. Ich hätte sie zur Verzweiflung gebracht, vom Folterknecht bis zum Chef der Gruppe.«

Jetzt lachte der Kommandant. Ein befreiendes Lachen: »Sie sind gut! So einen wie Sie müßte man lebenslang als Freund haben!«

»Meine Zeit ist bald um«, ließ Tomy den Kommandanten wissen. »Zuhause wird man begierig sein über meine Erlebnisse und Erfahrungen auf diesem Planeten der Lüge. Hätte der iranische Dienst den Herrn Ercan nicht anderweitig zur Raison bringen können? Mußte er wegen seines Wissens gleich umgebracht werden?«

»Das Gremium hier entschied so. Ercans Gruppe besteht aus fanatischen Menschen, die der Vernunft nicht zugänglich sind. In Teheran aber wollte man sicher sein, daß Sie, lieber Freund Tomy, tatsächlich tot sind und Ihr — ähh, Ihre Energieform — nicht noch irgendwo herumgeistert. Deshalb, aber das wissen Sie längst, der Entschluß, Sie mittels Elektroschock abzuschaffen. Hätte Ercans Gruppe Ihren Körper besessen, wären wir hier nie sicher gewesen, ob Sie nicht wieder auftauchen und vielleicht gar so etwas wie Rache an uns üben ..., kein schöner Gedanke, jetzt, wo ich Ihre Fähigkeiten kenne.«

»... Rache«, Tomy übermittelte es milde, »kennen wir nicht. «

Ich hatte das Licht in meinem Schlafzimmer gedämmt. Jetzt blinzelte ich in die schwache Lampe und mein Verstand sagte in Tomys Bewußtsein:

»Was sind wir nur für ein Scheiß-Planet!«

Tomy konnte kichern, ein menschlicher Ausdruck, den er bei uns gelernt hatte. Er schien es gerne zu tun:

»Am Planeten liegt es nicht. Er ist phantastisch. Ihr Wesen seid unmöglich. Immerhin habe ich auch wunderbare Menschen kennenlernen dürfen.«

Das versöhnte mich. Ich erfuhr zusätzlich, die Iraner hätten uns noch in der Türkei aus der Welt schaffen

wollen, aber unverständlicherweise unsere Spur verloren. Der Trick mit den Falschbuchungen von Airlines und dem *Orient Express* hatte gewirkt. Hurra! Dann wollte ich von Tomy noch wissen, wie lange er bleibe. Einige Tage, meinte er, er besuche nochmals seinen Freund, den buddhistischen Mönch.

»Wirst Du dich von mir verabschieden?«, drängte ich.

»Das werde ich.«

»Stop, Tomy, bitte warte noch! Der Untersuchungsrichter, Herr Kellerhans, bittet, Du mögest ihn übernehmen. Ich hätte dann keinen Ärger mehr. Da fällt mir noch etwas ein: Weshalb haben die Polizisten Deine Leiche nicht gefunden?«

Nochmals kicherte er: »Den Gefallen mit dem Untersuchungsrichter kann er haben. Und die Leiche? Erich, Tomys Körper ist in kurzer Zeit entstanden, nicht auf natürliche Weise gewachsen. Sowie meine Energie, die Schwingung, die alle Moleküle zusammenhielt, sich aus dem Körper zurückzog, begann der Zerfall. Innerhalb von drei Stunden gab Tomys Körper alle Elemente der Erde zurück, die er leihweise von ihr erhalten hatte.«

Tomy zog sich zurück. Ich dachte nicht mehr lange nach, ging hinunter zur Familie. Die Kerzenlichter am Weihnachtsbaum waren ausgebrannt. Ich entkorkte einen Rosé-Champagner, schenkte ein und sagte zu den Erwachsenen, sie würden gleich alles erfahren, doch zuerst müßten die Kinder zu Bett. Dann rief ich Marc an. Der hatte seine Weihnachtsfeier ebenfalls hinter sich, setzte sich in ein Taxi und fuhr zu uns.

Es wurde Mitternacht, bis alle erwartungsvoll am Tisch saßen.

»Ich darf Euch eine unglaubliche Geschichte erzählen...«

WIE GING ES WEITER?

Am späten Nachmittag des 1. Januar 1988 durfte ich Tomy zum letzten Mal erleben. Ich schlenderte auf meiner Wiese hinter der Villa *Serdang* herum, zog die kühle, frische Luft tief in die Lunge und blies die Alkoholreste der Silvesternacht ins Blaue. Dann, wie der Blitzschlag aus heiterem Himmel, Tomys Kichern in mir.

»Ich wünsche Dir ein glückliches 1988 – doch, wenn ich's bedenke, nicht nur dieses Jahr, sondern alle kommenden Jahre. Mögest Du gesund bleiben und noch bessere Bücher schreiben!«

»Tomy!« Inzwischen redete ich mit ihm wie mit einem körperlich Anwesenden. »Ich freue mich wahnsinnig über Deinen Besuch!«

»Wem sagst Du das? Ich fühle mit Dir! Bitte geh' in einen Raum, wo Dich für ein paar Sekunden niemand stört.«

Während des Gangs in die Bibliothek vernahm ich, Tomy habe den Untersuchungsrichter, Herrn Kellerhans, besucht. Der sei ganz glücklich und lese begeistert meine Bücher. Auch andere Beteiligte, den Chef des iranischen Geheimdienstes mitsamt dem Staatspräsidenten, habe er überzeugt, daß ein Tomy nicht mehr existiere und von den anderen Beteiligten keinerlei Gefahr ausgehe. Alle Aktionen gegen uns seien endgültig abgeblasen.

Ich setzte mich in den Drehstuhl in der Bibliothek.

»Ich nehme an, das ist Dein Abschied, Tomy. Kann ich den verhindern?«

Mir schien plötzlich, als ob ich gestreichelt würde, obschon niemand zugegen war, der mich liebkoste.

»Ich verspüre so etwas, das Ihr Heimweh nennt. Zudem weiß ich genug über Euch Menschen, Eure Geschichte und Eure Systeme. Ich möchte Dir ein kleines Geschenk mitgeben, Erich ...«

Dann geschah wieder das Unbeschreibliche. Ich jagte über die Erde hinaus ins Universum, sah noch ganz andere phantastische Bilder, als diejenigen in der ersten Reise im Hotel *Sheraton* in Ankara und lag plötzlich auf einer grünen Wiese, obwohl mein Körper im Drehsessel meiner Bibliothek saß. Tomy tauchte als Lichtschein vor meinen nicht existierenden Augen auf. Dieses Lichtlein drang durch meine Stirn, und ich hörte – obwohl ich keine Ohren hatte – seine einprägsamen Sätze: »Das gesamte Wissen dieses Planeten ist in den Elektronen gespeichert. Führe den Atomen schwache Energie zu, und die Elektronen springen von einem Atom zum nächsten. Dein Unterbewußtsein kann diese Informationen anzapfen. Du brauchst Ruhe dazu. Lausche in Dich hinein, und die Informationen wandern in Dein Bewußtsein.«

Ich öffnete die Augen und saß wieder in meiner Bibliothek.

»Tomy, bitte, warte noch! Danke! Danke! Ich werde es versuchen, ich habe begriffen, wie das funktioniert. Kommst Du wieder ?«

»Das ist nicht möglich!«

»Weshalb nicht?« drängte ich.

»Weil ich diesen Planeten unter den Myriaden von Sonnensystemen nie mehr finden würde. Denke an das holographische Universum. Und setze Dich mit dem buddhistischen Mönch in Verbindung.«

Dann geschah etwas, das wohl der beste Schriftsteller

der Welt — und davon bin ich meilenweit entfernt — nicht beschreiben könnte. Eine Art »sanfte Fäden«, die Glückshormone ausschütteten, streichelten durch mein Bewußtsein. Darauf zogen sich Lichtlein, die wie Knospen herrlich duftender Blüten schmeckten, durch die Gehirnwindungen. Obwohl ich keine Nase hatte, mußte dies der Duft des Himmels sein. Ich versuche gar keine Beschreibung. Mit was soll man Gerüche vergleichen, wenn kein Vergleichsmaterial gespeichert ist? Tomy hatte sich verabschiedet.

Am selben Abend schrieb ich einen Brief an den Mönch im buddhistischen Kloster von Ladak im Hochland von Klein-Tibet. Ein halbes Jahr später flog ich nach Srinagar und fuhr von dort aus mit einem Geländefahrzeug nach Ladak. Die Begegnung mit dem Mönch ist in keiner irdischen Sprache zu beschreiben, weil wir nicht redeten, sondern Händchen hielten, obwohl auch dies überflüssig gewesen wäre. Jeder wußte alles vom anderen.

Die folgenden zehn Sachbücher — von 1988 bis 2006 — schrieb ich mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Für ein von Quellen wimmelndes Buch wie *Der Jüngste Tag hat längst begonnen* brauchte ich gerade mal drei Wochen. Und dies bei vier Arbeitsstunden pro Nacht. Ich bekam plötzlich Anfragen für Vorträge in Gesellschaften, von denen ich mir vor Tomys Besuch nicht hätte träumen lassen, überhaupt je sprechen zu dürfen. Der deutsche TV-Sender SAT.1 produzierte eine 25-teilige Serie mit mir, für die ich nicht nur die Texte verfaßte, sondern auch noch vor der Kamera moderierte. Dann wurde ich in die USA für zwei TV-Serien mit dem *Discovery-channel* eingeladen. Als nächstes produzierte der britische TV-Sender TWENTY-TWENTY eine Biographie zu meiner Person — in der ich keinen Ton über Tomy verlauten ließ —,

und die internationale Presse begann, diesen umstrittenen Erich von Däniken verständnisvoller als zuvor zu behandeln. Dazu gesellten sich Einladungen in verschiedenste Kreise der Wissenschaft und der Hochschulen und – aus heiterem Himmel – diverse Ehrungen. Schließlich kam ich auf die Idee, in Interlaken/ Schweiz einen Park der großen Welträtsel – den MYSTERY-PARK – zu gründen, und verfaßte dafür die Texte für die Shows in den Pavillons.

Noch eine Kleinigkeit: Ich gründete den »Club der nicht-lügenden Männer«. Jeder, der verspricht, nicht zu lügen, kann dabei sein. Der jüngste ist gerade 17, der älteste 87 Jahre alt. Viele Club-Mitglieder kennen sich untereinander. Keiner lügt den anderen an. Eine unkomplizierte Organisation ohne schriftliche Satzungen und: eine Inspiration von Tomy.

Erich von Däniken, weltweit bekannt unter dem Kürzel EvD, behauptet, nie ein UFO gesehen zu haben. Doch im Herbst 1987 erlebte er auf einer Wüstenfahrt eine unheimliche Begegnung ganz anderer Art. Vor seinen Augen materialisierte ein Wesen, und weil das »Ding« keinen Namen hatte, nannte EvD es »Tomy«.

Dieses Buch ist die Geschichte von Tomy. Ein einzigartiger Erlebnisbericht, den es eigentlich nicht geben dürfte, denn Tomy ist ein Anachronismus, eine wissenschaftliche Unmöglichkeit. Und doch war Tomy da gewesen, Wissenschaft hin oder her. Immerhin hatte Tomy einige Wochen unter uns Menschen gelebt, und das reichte für genügend zwischenmenschliche Beziehungen. EvD war weiß Gott nicht der einzige, der Tomy gekannt hatte, auch andere konnten ihn sehen, befragen und betasten. Wenn von allen Ecken Signale kommen, die hängenbleiben, kann man der Vergangenheit nicht entfliehen. So beschloß EvD nach 19 Jahren des Schweigens, die unglaubliche Geschichte um Tomy publik zu machen.

Hier zeigt sich ein ganz anderer EvD als der aus den Sachbüchern, einer, von dem die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* schrieb, er habe das Talent zum literarischen Unterhalter. Und *Der Stern* doppelte nach: »In einer grauenhaft langweiligen Literatur beherrscht Erich von Däniken als letzter die Kunst, Geschichten zu erzählen.«

Tomy und der Planet der Lüge ist ein Erlebnisroman, der kein Sachbuch werden durfte – und ein brillantes Plädoyer gegen



Erich von Däniken, geboren am 14. April 1935 in Zofingen/Schweiz, landete 1968 mit seinem Titel *Erinnerungen an die Zukunft* einen Weltbestseller, dem 30 weitere Bücher folgten. Er ist der meistgelesene Sachbuchautor der Welt. Seine Bücher wurden in 28 Sprachen übersetzt und erreichten eine Weltauflage von 62 Millionen Exemplaren.

Umschlaggestaltung: Peter Hofstätter, www.Angewandte-Grafik.de